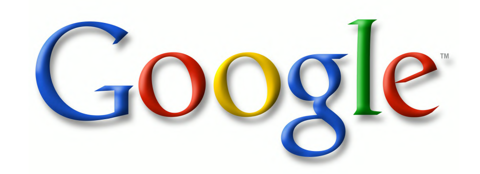
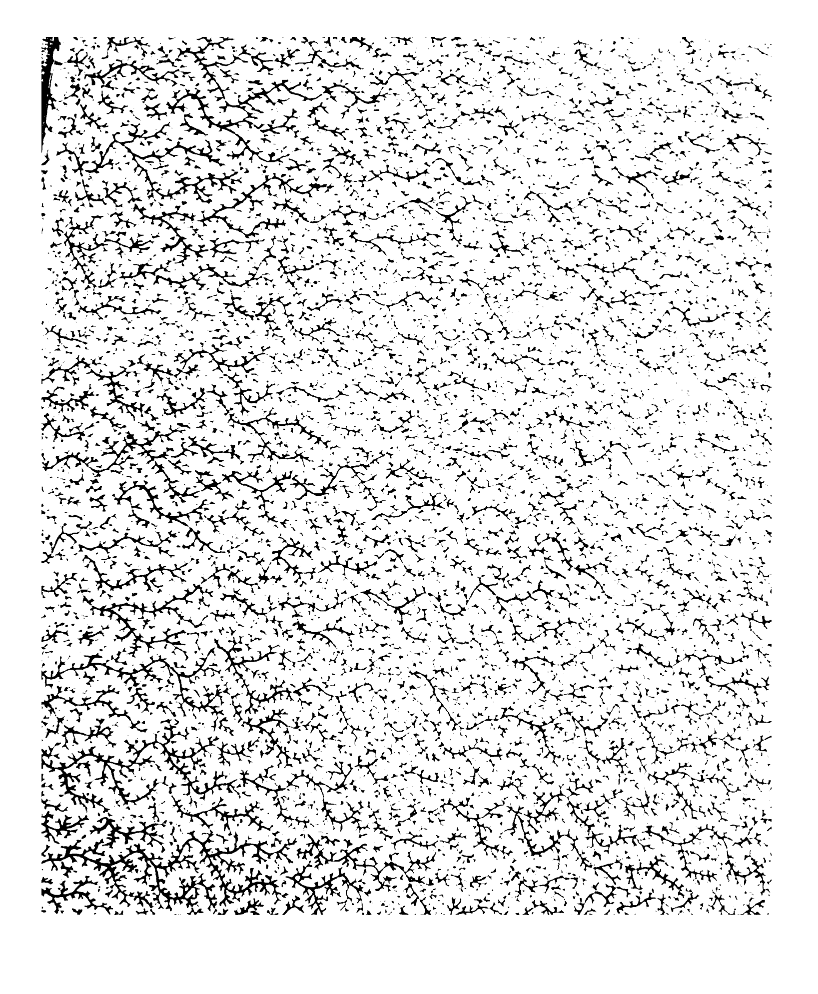



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573725 8


AUCTOR PRETIOSA FACIT



E. T. A. Hoffmann's
gesammelte Schriften.

Elfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

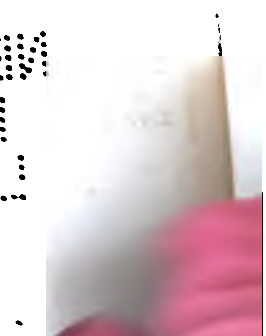
Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Erster Theil.



E. T. A. Hoffmann's
Erzählungen
aus
seinen letzten Lebensjahren.

Erster Theil.



Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Erster Theil.

Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Erster Theil.

E. T. A. Hoffmann's
Erzählungen
aus
seinen letzten Lebensjahren.

Erster Theil.

Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Erster Theil.

E. T. A. Hoffmann's
Erzählungen
aus
seinen letzten Lebensjahren.

Erster Theil.

Erklärung. Die in den beiden folgenden Bänden enthaltenen Erzählungen erschienen zuerst einzeln in Taschenbüchern, Taschenkalendern 2c., dann zusammen unter dem Titel: „Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. Vollständig gesammelt und mit Nachträgen zu dem Werke: „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß" herausg. von dessen Verfasser [J. E. Hitzig]. Berlin, 1825 (F. Dümmler)." Davon eine neue Ausgabe u. d. T. „E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. Herausg. von Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Stuttgart, 1839 (Fr. Brodhag'sche Buchhandlung)."

Die Doppeltgänger.

Eine Erzählung †).

Erstes Kapitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, arf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf her- mstampfend: „So — so — trittst du alle Rechtschaffenheit, lle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, du ehrvergessener evatter, du gottloser Wirth zum goldnen Bock! — Hat der erl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock ber dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden ssen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärm- ch und bleich dagegen absticht, und alle Gäste mir vorbei ach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Gesindel on Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustiren und seinen essigsauren doppelt ge-

†) Sie steht in den „Feierstunden ꝛc. herausg. von F. v. Biedenfeld und Chr. Kuffner. *Brünn, 1822.*" Bd. II. S. 245—328.

schwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierensteiner selbst aussaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruinirt sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldnen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!" —

So schrie der Wirth zum offnen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeitswegen gesteuert wird." „Warum!" fragte Deodatus. „Ach," fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbe-

kannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen grossen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet.

Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gestalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkührlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen."

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockermel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn, er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherinn sey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce, wiewohl in absonderlichen schlecht stylisirten Redensarten, durch den Raben hersagen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Mahler und Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist," rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmahler, aber so hoch haben Sie Ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!"

Deodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein Mahler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuck jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab' ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?" —

Deobatus erwiederte die Umarmung des ihm unb
Fremden, als sey er in der That der längst gesuchte
wartete Mahler George Haberland. Er merkte wohl,
nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinung
die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen v
hatte. Er mußte sich hingeben allem dem was die dunkl
über ihn beschlossen. Aber jene Ironie des tiefsten
gegen fremde unerreichbare Willkühr, in der man Ei
bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewal
verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden fest
den Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, n
ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinen
einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neue
rock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, t
drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn ni
lich der Mahler George Haberland?"

„Ich weiß nicht," sprach der Fremde, „wie du m
vorkommst, George. Bist du denn wieder einmal von
wunderlichen Wesen befangen, das über dich kommt
periodische Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen,
denn mit all dem unverständlichen Zeuge haben willst,
nen letzten Brief anfüllt."

Damit holte der Fremde einen Brief hervor un
ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte,
auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht sch
berührt. Die Handschrift des Briefes war ja gan
seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deoda
las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nich

eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt, je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Seyn! — Ich gedenke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir als müsse mir eben in Hohenflüh was besonderes begegnen, woher dieser Glaube, weiß ich nicht!" — —

„Nun sage mir," sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder George, wie du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst."

„Ja lieber Kunstbruder," erwiederte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poßierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was du eben lasest, und daß ich dennoch gar nicht der George Haberland bin, den du" —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weißen Frau

halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sibylle oder Phythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnißvolle Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenbläffe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Boskeт. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe,

von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte, Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfem, die Brust belastendem Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen."

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!" so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?"

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!"

Da ging ein entsetzlicher, herzzerschneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des *Menschen*, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben

im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht."

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Lust war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!"

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!"

Da schrie Deodatus unwillkührlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!"

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! — Rette Natalien!" — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!" Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn addressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie sich augenblicklich aus Hohenflüh oder er-

warten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.

Graf Hektor von Zelies."

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!" — So murmelte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!" — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!" — „Natalie, meine Natalie!" So schrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. —

„Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus, zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reitlingen lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Conzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst

ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die zwanzig seyn, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mocht' er sehen und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebehrde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Ueber die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlinn des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlinn und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältniß zwischen der Fürstinn und dem Grafen entdeckt und an der Aechtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürstinn näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbeflecktesten Tugend, wie sie die Fürstinn bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand *in Sonsitz durfte* bei harter Ahndung auch nur

ein Wort über das Verschwinden der Fürstinn äußern. Aufpasser lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben kein Wort gesprochen werden und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof. —

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düstern wildverwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörenden Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Aechzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erstickter Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgramigsten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Fallstafflein in den schmuckesten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan, waren im heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders rathsam schien, als schnelle

Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäusten so behende und geschickt den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!" rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? Was wollt ihr?"

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlornen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort," rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt."

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!"

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's, sprecht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz."

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammentrafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nützte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredtsamkeit dem Fürsten all die Unbill vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt

der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner Seits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerinn, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die gescheutesten brillantsten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg ginge es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie: derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der *jemals Beinschellen* getragen und die Gassen gekehrt.

Vielmehr habe die wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien," daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?" fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt," stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe" —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Mahler George Haberland — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies" —

„Was? wer?" rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter euch, so soll der Rath euch die Schilder von den Häusern reißen und euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!"

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüther

besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen
Ueber Wiese, Flur und Feld,
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieser Brust!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensstern?
Soll' ich's länger dulden, tragen,
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sagen,
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie die ist mein innig Leben,
Sie die ist mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein Liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden
Der Geliebten Lichtgestalt!
Kann ich nimmermehr gesunden?
Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dies Lied, das sein Freund der Mahler George Haberland gedichtet, leise vor sich sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Mahlerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort, dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks." —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen,



die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf, einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte, und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeuner-Weib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hinterher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine poßierliche Aeffchen hin und her hüpften und sich herum balgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quickten die Aeffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doktorperücke, auf der ein winziges Treffenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit großen goldstoffnen Aufschlägen, einen offnen Hamletskragen, schwarzseidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuck des Wahnsinns und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerinn ging nun im Kreise umher, bot unter närrischen Redensarten und Gebehrden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr, von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen gerade hin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob über-

haupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstre Geist einer Ironie spucke, die dem mit sich entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wischte schnell die Farben vom Antlitz.

— „Wie? — George! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. „Was ist dir, kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Ha-

derland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst du," so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem gegeheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab' ich nicht von dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß — von einem Grafen Hektor von Zelies?" —

„Halt' ein, du durchbohrst mein Innres mit glühenden Dolchen!" so rief George im wilden Schmerz.

„Ja," fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!"

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank George auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für dich verhallt!

„Ich," sprach George, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es ist Unrecht, daß

ich dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Mahler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmahlen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu mahlen für den entfernten Vater. Ich sah, ich mahlte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des mahlerischen Knaben zeigen dies Bild eben so als die vollendeteren Gemählde des reifenden Künstlers. — Natalie, sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausneh-

mend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu mal
Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Beweg
ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffalle
Aengstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und s
dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er n
nicht gemahlt seyn, aber ich sey ein wackrer Künstler, n
nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld ge
wenn ich dessen bedürfe!" —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? —
es gibt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstol
Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „
meine Ahnung — er ist reif!" — so schrie der Graf wüt
auf und stürzte auf mich los mit gezogenem Stilet. E
daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über
Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages
Natalien verschwunden!" —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerinn s
die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch' a
teuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf
ten, sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie
einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: „George, n
Herzenskind, hast du Natalien vergessen?" — Mag es
Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um me
Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, bethe
mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle
gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh
zufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Ges
finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles w
läuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen
auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Je

ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile — eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerinn — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" sprach Berthold.

„Glücklicher?, wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerinn mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerinn wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerinn hinzu und sprach mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge."

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loses Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georges bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfre, mit ihm solle er nach Italien und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob *sich die Alte*, die Züge des Antlitzes schienen

sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst, sie sprach mit fester volltönender Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du bist der Kupferstecher Berthold — du bist sein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!“

Damit faßte sie Georgen in ihre Arme, und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampfhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halbohnmächtig auf die Rasenbank, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht so an, George, mit seinen Augen — warum wirfst du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

„Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerinn zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie keines Wortes mächtig aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerinn mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!“ und schritt langsam von dannen.

George warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Esels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Mahler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie," sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?"

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere

Augen die — doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innersten Brust!"

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie mahlten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy" —

„Genug," rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Meuchelmord — Sie verstehen mich, Herr Graf!" —

Deodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich," sprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht — hüte dich, daß dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir." —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldnen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre heraus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nämlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener hinein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene,

das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allen nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie, mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Postirung jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden."

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deodatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörde-

rischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andere den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zn trachten. Da schrieb der Kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputirte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht, liebster Droßelkopf, recht, himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unter-

schreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nämlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und es werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweiß ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seiner Seits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sey, was er denn für einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber sofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er sey nichts als ein ar-

mer höchst unglücklicher Aktuarius, dem es ganz schrecklich ergangen seyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Mahler Haberland sey, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müsse, vielmehr, wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr, und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit einander konversirten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das silberne Lamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide

aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde seyn könne, dem das Außerordentlichste geschehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büsche, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonsitz, den der geneigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit über einander geschlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlornes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkührlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie,“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, Ihre Wunde

ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnsessel." —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu, prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neu-

gierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß Alles wissen!"

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau" —

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü" —

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn müßten.

Deodatus seiner Seits fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte, und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der

Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich, mein" —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort, Schlange, die sich einnisten will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verstören!"

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!" und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus zu schwach, ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerz-

hafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!"

Deodatus tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch außer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose, aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die mahlerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgestanden und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigne Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachsen und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich seyn müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hin-

ausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeschoß, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nämlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erführe nämlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er für's erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sicherer Tritt möglich und man jeden Augenblick-Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickt, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine

schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nämlich der geneigte Leser, daß die Gemahlinn des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach

nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann, der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist dahin!" —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürstinn verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann, und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihn als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit einem Munde rief alles an der Wirthstafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! — O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!" —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in *das Grab bringen* könne, so war es natürlich, daß man des

jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich gestehe. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen seyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Taugenichts sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweisen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland," sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung gar nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?" Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kleine dicke Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" — *da faßte ihn aber* der junge Mann mit einem schar-

fen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkührlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute gibt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiederte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiederte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem ent-

stellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hätten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!““

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen gewissen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem *verfallenen Schlosse*.

Als er einst, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wüßte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich? täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böses brütend! Fliehe, fliehe, Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich sehen — und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!" —

„Sie ist es," rief Deodatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um sie nie wieder zu lassen, aufgeben, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der Georg?" —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus

der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger sey, den Natalie liebe, den sie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses, hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also," sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt?" „So ist es, gnädigster Herr," erwiederte der andere. „Nun," fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln" — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen, schlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume

vor ihm. „Natalie!“ rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein George!“ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst, inbrünstiger Wonne: „Mein — mein bist du, Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor deinen Augen! — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich selbst mein Ich und kein anderer.“ —

„Weh mir,“ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was sprichst du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz mein, George!“

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!“ —

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!“ erscholl es durch die hohen Gemächer. —

„Fort,“ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist

gekommen. — Morgen um diese Zeit komme wieder, ich werde dir folgen.“ —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand, und mit ihm davon fuhren im sausenden Gallopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen,“ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich dich gerettet, dem Morde habe ich dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was du in deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.“ —

Siebentes Kapitel.

Am frühsten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton

befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm, ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebrigens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?" —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsitzern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere

Bruder des Fürsten hineintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälere, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich nachdem er das Fürstenthum Reutlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohste freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugend-

haften Gemahlinn angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, sammt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes ödes Gränzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den Sohn, Dank sey es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Ueberzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sey, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Lucern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes, durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Ausbrüche der tiefsten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sey aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Phantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel

gefallen und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hineintrat und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!"

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstinn — es lebe die Fürstinn!" so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich," rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstinn — ja es ist die Fürstinn, die wir verloren glaubten!" — „Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!" — So rief die ganze Versammlung.

„Ja," sprach die Fürstinn, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürstinn wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euern Fürsten, Euern Landesherrn!"

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, sich nicht nur gleichend, nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz,

Wuchs, Gebehrde, ꝛc. blieben vor Entsetzen erstarrt in den Boden festgewurzelt stehen! — —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth fühlten sich eng verkettet und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzessinn Angela, welche der Fürst, und Gräfinn Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt schien ein Glück verstören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstinn den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurfsfreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstinn endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der

glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundinn. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfinn in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du Selige, dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!" —

Die Gräfinn, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstinn vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstinn so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstinn und an der Gräfinn, hatte man schon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hysterismus gränzende Ueberspannung bemerkt; mit so größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürstinn jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstinn und die Gräfinn, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Aehnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier

noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels, so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstinn verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstinn, die er beide tödtlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstinn nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstinn, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart strafst du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstinn hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den

Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran, fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstinn als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstinn befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstinn war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus in's Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstinn nahm ihr Kind, rannte herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstinn vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fand, der ihnen aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die

Fürstenkron' auf ihrem Haupte funkelt? — solch ein Glanz kann nie verbleichen."

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst war der Fürstinn wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte, Ueberspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstinn war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor, den Mahler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidors war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstinn, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch,

wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?"

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstinn gefolgt, entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!" —

Da blitzten die Augen der Fürstinn von strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist der, der neben dir steht? — Der Räuber eines Throns, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?"

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung und meinte, daß, da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrsche, so sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet seyn, ja nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Fortschaffung der Fürstinn und ihres Kindes bestimmt worden. Der Graf übersah die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem seinigen veranlassen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten einbrechen konnte. Er beschloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürstinn zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterinn brachte das Kind herbei, während die Fürstinn eingeschlummert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Törny und übergab der Wärterinn sein eignes Kind. Ueber den ganzen Hergang der Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen und derselbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstinn fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfinn, niedergebeugt von Gram, trostlos über das

heillose Geschick ihrer Herzensfreundinn starb nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterinn und der Kammerdiener; auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimms hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstinn sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachsten Gefühle zu bergen. Ungestüm warf sie sich an die Brust des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! dein Kind, deinen Sohn hast du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns schwebt sein versöhnter Geist! — Doch was vergaß ich! — sie harrt, sie harrt, die selige Braut!“

Damit ging die Fürstinn in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit

Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Ha!“ rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürst, bist du der der Hölle entstiegene Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!“

Darauf der junge Fürst: „Was drängst du dich in mein Ich? — Was habe ich mit dir zu schaffen, daß du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!“

„Entscheide, Natalie!“ schrie nun Törny, „sprich — schwurst du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich dich mahlte, als“ — „Ha,“ unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallnen Schloß, als du mir folgen wolltest“ — und nun riefen beide wild durch einander, „entscheide, Natalie, entscheide,“ und dann einer wieder zum andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst du, bist du kein satanisches Trugbild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer ist es, wer von beiden, den ich liebe? — Ist dies Herz zerspalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblick!“ — *Thränen erstickten* ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt,

hielt beide Hände vors Gesicht, es war, als ob sie hinein schauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten herzdurchbohrendsten Wehmuth: „Entsaget!"

„Es ist," sprach die Fürstinn mit verklärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht."

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergib mir, Bruder!" — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß dich der Vater — um meinetwillen hast du gelitten — ja ich entsage!" — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die deine! — Ja du, du warst es, du der Fürst des Landes, dem die Prinzessinn bestimmt." —

„Habe Dank," rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!" — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend auf der Fürstinn Arm gestützt! —

„Ich verliere dich aufs neue," sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater," rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!" — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Aebtissinn sie wurde. Die Fürstinn, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen,

bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Mahler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil dir im Siegerkranz," als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Tinchen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profession, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudiren und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mäch-

tig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Mahler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit seyn) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, du bist und bleibst Künstler. Und die, die du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in dir selbst als hohes reines Ideal deiner Kunst, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — du — dein unwandelbar heitres Gemüth —

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —"

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen.†)

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belastete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südliche Deutschland in manchen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichsten Städte gesehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienstjoch abzuschütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einathmen, wenigstens bis Mailand vordringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinungen so mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantisches Mährlein.

---

†) Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1822. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. S. 23—97.

Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmuth, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt ins Freie. Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn, weit wird die Brust und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Posthornschall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf offner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt haben sollte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Sudenieschitz kamen. Hier rieth ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren Unerhörte geschehen. Zwischen Wesseli und Wittingau sey nehmlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillion erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet und diese so wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon sey das Militär, das die waldigte Gegend durchstreifen solle, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden. Willibald zeigte sich geneigt den Rath des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf weiter zu reisen, da sie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor

erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgesindel, schon vom Militär verfolgt, den Muth haben solle bis in diese Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen sey, daß es sich in seine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Pistolen in schußfertigen Stand setzte und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald schicke sich schlecht zur Reise nach Italien, da solch ein Abentheuer, wie das gefürchtete, dort jedem Reisenden begegnet seyn müsse, um den wahren Charakter in die Reisebeschreibung zu bringen. Willibald ließ sich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Pistolen, die dieser zwar zu seinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen sehr sorgfältig im Reisekoffer verschlossen, hervorzuholen und zu laden, indem er seiner Seits meinte, daß, reise man Abentheuern entgegen, es auch dienlich sey, sich zeitig genug darauf vorzubereiten, sie zu bestehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhaftesten Gespräch und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüsch einige Kerle von wildem Ansehen sprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter sich bemühte, den Postillion hinunterzuziehen von seinem Sitz. Indem es aber dem Postillion gelang, sich durch einen Peitschenschlag ins Gesicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit seinem guten Doppelgewehr den andern so richtig aufs Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederstürzte. Hartmann wollte seine Pistolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zusprang, fühlte sich aber in demselben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald schoß den zweiten Lauf seines Gewehrs auf diesen Räuber ab, indem der Postillion die Pferde anpeitschte und fortjagte in ge-

streckten Gallopp. Nun hörten sie hinter sich Schuß auf Schuß fallen, und ein wildes wüthendes Geschrei. „Ho ho," jauchzte der Postillion auf, als sie eine gute Strecke davon waren, „ho, ho, nun ist's gut, nun ist's gut, die Jäger des Herrn Grafen sind heran!"

Alles war der Vorgang eines Moments, und überrascht von der bedrohlichen Gefahr, stets gespannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen sie erst zur Besinnung, als der Postillion schon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm gestreift, blutete die Wunde doch so stark und schmerzte so heftig, daß an Weiterreisen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichste Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieses setzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängstlichsten Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartscheerer ungeschickt genug angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünschte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr seinen Leichtsinn, der sie nun plötzlich festbannte in ein verwünschtes Loch, so daß bloß dieser Aufenthalt nun doch, da sie dem mörderischen Angriff glücklich entronnen, Hartmanns Leben in Gefahr setzte und vielleicht gar die ganze Reise vereitelte. —

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reise fortsetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathener sey, zu bleiben oder zu reisen, ohne zum Entschluß zu kommen, wandte sich die Sache unvermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Mulda-Fluß durchströmt, lag nehmlich die reiche weitläuftige Herrschaft des Grafen Maximilian von

C., und von diesem an die Freunde abgesandt, erschien ein Diener, der sie auf das dringendste einlud, sich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herrn Reisenden auf seinem Gebiet von Raubgesindel angefallen und der eine von den Herrn bei tapferer Gegenwehr sogar verwundet worden. Zu spät wären seine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden oder wenigstens den Herren beizustehen. Für seine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herrn Reisenden so lange aufzunehmen in seinem Schlosse, bis der verwundete Herr völlig hergestellt seyn werde und seine Reise fortsetzen könne.

Die Freunde mußten diese Einladung für eine besondere Gunst des Schicksals halten, und nahmen daher um so weniger Anstand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgepolsterte, mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche, in der sich noch eine Menge weicher Kissen befanden, gefolgt. In diese wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutsamkeit gepackt, als sey er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben kosten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, solch ein grämliches leidendes Gesicht, als sey er selbst überzeugt von der großen Gefahr seines Zustandes, worüber denn Willibald recht herzlich lachen mußte. — Fort ging es nun in sehr leisem Trab, Willibald folgte der Krankenkutsche in dem Reisewagen.

Es schien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können, denn schon am äußern Portal des Schlosses wurden sie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von C. war ein stattlicher Herr in den siebziger Jahren, das zeigte sein schneeweißes Haar und sein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raschheit in der Bewegung, die starke wohltönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen sprechenden Augen strahlte. Eben ein ganz besonderer Blick dieser Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gastlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbst ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe heraufführen. Sogleich sollte in seiner Gegenwart der Wundarzt des Schlosses Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt besorgte das mit geschickter kunstgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindesten gefährlich sey, daß das Fieber nur dem ersten ungeschickten Verbande zuzuschreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieses vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil seyn werde.

Während die Freunde sich nun an den Erfrischungen erlabten, die der Graf herbeibringen lassen, gab sich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günstige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Aussicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Genesung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, so weit es sein krankhafter Zustand erlaubte und versicherte, daß er nun erst den größten Schmerz seiner Wunde fühle. Dieser Schmerz sey aber eigentlich nur psychisch, und bestehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der so herrlich in den

bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Mahler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil dir im Siegerkranz,“ als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Linchen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profession, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudiren und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mäch-

tig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Mahler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit seyn) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, du bist und bleibst Künstler. Und die, die du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in dir selbst als hohes reines Ideal deiner Kunst, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — du — dein unwandelbar heitres Gemüth —

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —"

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen. †)

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belastete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südliche Deutschland in manchen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichsten Städte gesehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienstjoch abzuschütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einathmen, wenigstens bis Mailand vordringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinungen so mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantisches Mährlein.

---

†) Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1822. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. S. 23—97.

Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmuth, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt ins Freie. Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn, weit wird die Brust und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Posthornschall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf offner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt haben sollte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Sudnieschitz kamen. Hier rieth ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren Unerhörte geschehen. Zwischen Wesseli und Wittingau sey nehmlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillion erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet und diese so wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon sey das Militär, das die waldigte Gegend durchstreifen solle, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden. Willibald zeigte sich geneigt den Rath des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf weiter zu reisen, da sie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor

Sie, gnädige Gräfin, uns dann die Gläser leeren auf das, was wir recht tief und unvertilgbar in Herz und Gemüth tragen.“ Da färbten sich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth, düstres Feuer blitzte aus ihren Augen, sie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem sie mit Willibald angestoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden schräg über saß, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff sein Glas, leerte es, und stieß es so heftig auf den Tisch nieder, daß es klirrend zersprang in hundert Stücke.

Alles schwieg betroffen, der alte Graf schien mit gesenktem Blick sich trübem Nachdenken zu überlassen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechselten und sich ihrer Seits nun gar nicht berufen fühlten das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimniß verdorben, nahm der Geistliche wieder das Wort, und indem er anscheinend sehr ernst begann, wußte er geschickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen, und ängstlich umherblickend zu fragen schien, warum in aller Welt es denn plötzlich so still geworden, lachte ganz unmäßig, bückte sich dann einmal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: Pardonniren Ew. Excellenz, aber es ist unmöglich — es schadet der Lunge, sämmtlichen Intestinis — man darf es nicht zurück halten, man muß ein bischen losplatzen. Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, schaute in das kirschbraune Antlitz des Wundarztes und brach denn auch aus in ein lautes Gelächter. Nun lebte das Gespräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühsam erhaltenes Leben, so daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte sich schnell

und nun erst schien, mit Ausschluß des Wundarztes, allen eine drückende Last entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er lustwandelte, während der alte Graf sich auf sein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

In der That, sprach er, nachdem manches Wort gewechselt, zu Willibald, mit scherzendem doch etwas scharfem Ton: In der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem gesellschaftlichen Genie gesagt. Es ist Ihnen etwas gelungen, was Ihnen selbst wohl gar nicht so schwierig bedünken mag, was ich meines Theils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß sie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den sie zum erstenmal sah, sprach. Noch mehr daß sie auf Ihren Anlaß allem jungfräulichen Sprödethun entgegen ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennten Sie alle wunderbare Seltsamkeiten der theuren Gräfin so genau als ich, Sie würden sich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünstler halte.

Doch, erwiederte Willibald lachend, doch hoffe ich, von der guten harmlosen Gattung, die ihren Zauberstab schwingen, nur um Ergötzliches zu Tage zu fördern.

Ueberzeugt, daß es bei der Eifersüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Gespräch auf andere Dinge und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltsamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde sich allein auf ihrem Zimmer befanden, sprach Hart-

6*

mann: Sag' einmal, Willibald, fällt dir denn in diesem Schlosse nicht etwas über alle Maßen auf?

Daß, erwiederte Willibald, daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schlosse alles ziemlich ordinär vor und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die gestrigen Reden des jungen Menschen zu deuten schienen. Der junge Graf ist verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirath wünscht, ist darüber verdrießlich und weiß nicht, wie er es anfangen soll, sie zusammen zu bringen. Das ist alles! —

Ho ho, rief Hartmann, das ist nicht alles! — Merkst du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'schen Räuber stehen? — Der Schauplatz ist ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als spielende Personen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz sein Sohn, Amalia seine Nichte. — Nun! und Carl mag der Hauptmann der Räuber seyn, die uns anfielen. Es freut mich sehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerspiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Carl Moor nimmt, ob er von Schweizer erstochen wird oder sich den Gerichten ausliefert. Fraglich ist es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulassen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm sperrt, der, wie du weißt, am Ende des Parks steht, vorzüglich da es vor der Hand an Hermann dem Raben fehlt, der ihn füttert.

Willibald lachte sehr über Hartmanns närrischen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigsten Personen aus jenem *Trauerspiel*, wenigstens dem Namen nach, bis auf den Haupt-

helden zusammen gebracht, so daß nur noch ein Hermann und ein alter Daniel fehle.

Wer weiß, erwiederte Hartmann, ob nicht schon morgen uns beide erscheinen. Was aber den Helden betrifft, so gehört der vor der Hand nicht ins Schloß, und doch ist's mir so, als würde auch nun nächstens ein seltsam gekleideter Mann mit sonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und sentimentaler Weise rufen: Du weinst, Amalia? —

Die Freunde spannen nach ihrer Weise aus, wie nun alles sich begeben und fügen müsse, und wetteiferten in allerlei, jenes große aber entsetzliche Trauerspiel parodirenden Ideen und sie stritten noch dann, als jeder schon sich zu Bette begeben, so daß der Morgen zu dämmern begann, als sie endlich einschliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia leide an heftigem Kopfschmerz und werde ihr Zimmer nicht verlassen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr derselbe, der er gestern gewesen, und auch dem alten Grafen schien eine große Last entnommen.

So kam es, daß das Gespräch bei der Mittagstafel sich in rücksichtsloser Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weise verstört zu werden. Als bei dem Nachtisch ein seltner feuriger Wein kredenzt wurde und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er sich zwar nicht erinnere dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feste einen uralten Rheinwein genossen, der, wie es ihm schiene, alles übertroffen, was er bisher von seltenen Weinen gekannt. „Hoho, rief der alte Graf, indem sein Antlitz vor Freude glänzte, hoho, wir wollen sehen, was mein Keller ver-

mag. Daniel, rief er dann einem Diener zu, Daniel soll einmal ein paar Flaschen von dem hundertjährigen Rheinwein hinaufschaffen, und den Krystall-Pokal dazu!" —

Man kann denken, daß die Freunde sich ein wenig seltsam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken hinein, und brachte den Wein, so wie den Pokal herbei; da konnten sie ihren Blick nicht von der Gestalt wegbringen. Hartmann sah seinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?" Da entschlüpften Willibald die Worte: In der That, das ist höchst merkwürdig!

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieses und jenes gesprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erst Hartmann, dann Willibald scharf fixirend, was ihnen denn so aufgefallen, so merkwürdig gedünkt bei der Erscheinung des alten Daniels? — Gewiß, fuhr er fort, als die Freunde betroffen schwiegen, gewiß rief der alte treue Diener unsers Hauses einer Aehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und ist dies Ereigniß mittheilbar, so geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade besitzen, aufs neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.

Hartmann meinte, daß Daniels Erscheinung sie keinesweges an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wohl aber an einen närrischen Einfall erinnert, der aber viel zu närrisch und dabei zu unbedeutend sey, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, sondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Ursache ihres plötzlichen Erstau-

nens bei der Mittagstafel zu entdecken, da sprach Willibald: Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von so großem Belange seyn? — Doch Sie wollen wissen, was in uns vorging, als der alte Daniel hineintrat, nun es sey! — Doch sagen Sie mir vorher, sollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatischen Werks Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja höchst fatal seyn, einen schlechten Charakter darstellen zu müssen?

Wenn, erwiederte der Graf lachend, wenn die Rolle sonst interessant ist, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Bösewichtern gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht sträuben.

Nun denn, fuhr Willibald fort, mein Freund Hartmann meinte gestern scherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß spielenden Hauptpersonen der Schiller'schen Räuber versammelt, bis auf Hermann und den alten Daniel; als nun bei der Tafel wirklich solch ein alter Diener Namens Daniel —

Willibald stockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Todtenblässe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, sprach er mit bebenden Lippen, verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötzlich krank!“ — Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

Was ist das, was geht hier vor? sprach Hartmann.

Hm, erwiederte Willibald, toller Spuk, Teufeleien! — Ich glaube, du hattest Recht, als du meintest, der Hase, der hier im Pfeffer liege, sey ein böses Thier. Entweder ist Graf Franz wirklich auf irgend eine Weise schuldbelastet, oder der

Gedanke an jenes entsetzliche Verhältniß Amaliens in den Schiller'schen Räubern, woran ich ihn sehr unvorsichtiger Weise erinnerte, zerschnitt so tödtend sein Herz. — Ich hätte schweigen sollen; wer konnte aber auch wissen —

Nur, unterbrach Hartmann den Freund, nur jeden Falls mußte es den Grafen kränken, sich plötzlich in der Rolle jenes höllischen Bastards zu sehen, und schon deshalb hättest du nicht mit der Wahrheit herausrücken, sondern auf der Stelle irgend eine andere Ursache unsers Erstaunens angeben sollen. Gar keine Lust spüre ich übrigens, tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltet, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenste, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortschaffen lasse bis zur nächsten Station.

Willibald meinte dagegen, es sey doch besser, noch ein Paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns gänzliche Genesung keinen Rückfall und neue Störung der Reise befürchten lasse.

Die Freunde gingen in den Park. Als sie sich einem entfernten Pavillon näherten, hörten sie, wie in demselben ein Mann zornig sprach, und dazwischen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als sie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnsinnige, ich weiß, daß du mich „verabscheuest, weil ich dich anbete, weil mein ganzes Wesen „nur in dir lebt, athmet! — Aber ihn trägst du im Herzen, „ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über uns „häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, suche ihn auf, den „Abgott deiner Liebe, er wartet deiner in der Räuberhöhle oder

„im finstern Kerker! — Doch nein, nein, jenem höllischen Teu-
„fel zum Trotz, lasse ich dich nicht aus meinen Armen.“

„Bösewicht — Hülfe! Hülfe!“ — so kreischte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald stieß ohne weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß sich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgescheuchten Reh's.

„Ha! rief der Graf den Freunden mit entsetzlicher Stimme entgegen, indem seine Augen funkelten in wilder Gluth: Ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es seyn! ich muß es seyn — ich —“

Plötzlich war seine Stimme erstickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: Helfer! — sank er nieder.

So zweideutig den Freunden der ganze Auftritt auch erschien, so sehr sie überzeugt waren, daß der Graf in seinem Thun wirklich jenem satanischen Bösewicht ähnlich, doch mußten sie einsehen, daß es Pflicht war, ihm beizustehen. Sie richteten den Grafen auf, setzten ihn in einen Lehnsessel, und Hartmann bestrich seine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei sich zu tragen pflegte.

Mühsam erholte sich der Graf und sprach, beider, Willibalds und Hartmanns Hand erfassend, mit einem Ton, der von dem tiefsten herzzerreißendsten Jammer zeugte: „Sie haben Recht! — ein Trauerspiel, eben so entsetzlich als jenes, an das die Namen unsers Hauses Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Ja, ich bin Franz, den Amalia verabscheut! — Aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfene, dessen Gestalt dem Dichter aus der Hölle selbst aufstieg. Nein nur ein Unglücklicher, den ein schwarzes Verhängniß erfaßt, dem schmerzlichsten quaalvollsten Tode geweiht

hat — und dies Verhängniß ruht unvertilgbar in seiner eigenen Brust. — Verlassen Sie mich, erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer.“

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er schien sich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leisem ruhigen Ton: Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken lassen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtsam, nein, dasselbe finstere Geschick, das bedrohlich über mir schwebt, zwang Sie dazu, mich an die seltsame Aehnlichkeit der Gestaltung unseres Hauses mit der in jenem schauderhaften Trauerspiel zu erinnern, an die ich, so sehr sie in's Auge springen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüssel dar zu dem furchtbaren Geheimniß, das sich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finstre Geschick habe Sie hergeführt, mich zu stürzen in den Abgrund. Wie mich die Ursache Ihres Erstaunens bei der Tafel, der ganze Aufschluß deshalb im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen seyn. Erfahren und erstaunen Sie noch mehr über das räthselhafte Wirken des waltenden Geistes, daß ich wirklich einen älteren Bruder habe, Carl geheißen. Doch nicht jener entsetzliche, aber wahrhaft große Räuberhauptmann ist jener Carl — nein. — Schwer, sehr schwer wird es mir von der Schmach zu sprechen, die unser Haus befleckt, aber das, was sich vor Ihren Augen so eben begab, zwingt mich dazu, und das vollste Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes Geheimniß. — Schon in früher Jugend bewies Carl bei einer vorzüglich schönen Gestaltung die seltensten Fähigkeiten des Geistes, ja in allem, was er begann,

eine schimmernde Genialität. Um so entsetzlicher schien es daher, daß eben so früh sich sein entschiedener Hang zu Ausschweifungen, ja zu Abscheulichkeiten jeder Art aussprach. Dieß war unserm Hause, den glorreichen Ahnen so fremd, daß mein Vater den Fluch einer grausen That darin erblicken wollte. — O Gott! — man sagte, Carl der Erstgeborne sey die Frucht eines bösen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia soll ihre Geburt einem schändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnsinn der Liebe zum Verbrechen hingerissenen Frau den Mann in die Arme führte, den meine Mutter einst liebte, und den sie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie sehen, daß für einen handfesten Psychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Lassen Sie mich schweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und schlechten Streichen, die, dem Vater zu steter Quaal, Carls ganze Laufbahn auf einer fremden Universität beschmutzten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienste zu verschaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging in's Feld; da — bestahl er die Kriegskasse, wurde infam kassirt und nach der Festung geschafft. — Er entsprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man schrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wisse, der infam kassirte Graf Carl von C. sey als Hauptmann einer Räuberbande im Elsaß eingefangen worden und werde nächstens hingerichtet werden. Ich habe dafür gesorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann, dieser letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten. — Und diesen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer gränzenlosen wahnsinnigen Inbrunst. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Carl das väterliche Haus verließ, in dem die vater- und mutterlose Nichte aufge-

nommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in solcher Liebe entbrennen, daß diese Liebe, eine unverlöschbare Flamme, ihr ganzes Wesen ergreifen konnte? Ein satanisches Geheimniß ist diese Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöst, verzehrt von den Quaalen einer Sehnsucht, die alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir selbst hören? — Nun, mit eben der Inbrunst, mit all' dem Wahnsinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — eben so liebte ich schon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Aelter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenschaft, die mir verderblich werden mußte, besiegen zu können, indem ich sie Preis gab aller anlockenden Lust der Welt. Ich durchreiste Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, stralte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tödtendes Gift gährte in meinem Innern! — Nirgends Ruhe, nirgends Rast! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreist, und endlich in der Gluth seines Sehnens sein Grab findet, so kam ich, mit dem festen Vorsatz, Amalien niemals wieder zu sehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur scheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater sieht meine Quaal, er verabscheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich gesunden werde — trostlose Hoffnung! — Und doch, indem ich mich selbst als einen Wahnsinnigen betrachte, kann ich nicht lassen von der, die in meinem Wesen lebend mein Wesen zerstört! — Und doch! nie bin ich bei dieser steten unnennbaren Quaal so von den Gedanken der Hölle zerrissen worden, als in dem verhängnißvollen Augen-

blick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerspiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einsam fand. Alle Wuth der brünstigsten Liebe erwachte in mir und zu ihr gesellte sich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es ist vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man spricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienste. —

Was sagst, sprach Willibald, als die Freunde sich allein befanden, was sagst du zu dem Allem? Ich meine, erwiederte Hartmann, daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen ist. Er ist ganz gewiß in seiner Leidenschaft ein wilder Mensch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigstens war es sehr seltsam oder vielmehr unzart, daß der Graf, nur um sich des Auftritts in dem Pavillon halber zu entschuldigen, uns in die Geheimnisse des Hauses einweihte und vor unsern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl schlug.

In dem Augenblick entstand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebst einigen Husaren brachten eine gute Anzahl eingefangener, zum Theil schwer verwundeter Räuber ein. Menschen von wildem, zum Theil ganz fremdem Ansehen, die, gelang es, sie zum Reden zu bringen, welches schwer hielt, da sie auf alle Fragen trotzig schwiegen, nur ein gebrochenes Deutsch und ein verdorbenes, kaum verständliches Italienisch sprachen. Andere konnten die Zigeunerische Abkunft gar nicht verläugnen und sprachen fertig böhmisch. Mit Recht konnte man daraus schließen, daß das Räubergesindel von der italienischen Gränze herübergekommen, und sich in Böhmen durch Zigeunerhorden verstärkt haben müßte. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten sie

laut auf und sagten: der sey in guter Ruhe und Sicherheit, der sey nicht so leicht zu fangen, als man wohl denke. Wirklich hatte sich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeschlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickigt des Waldes entkommen. — Ein Grund mehr, sprach der Graf anmuthig lächelnd zu den Freunden, warum ich Sie noch durchaus nicht von mir lassen kann. Jede Gefahr muß erst aus dem Wege geräumt seyn.

Abends war Willibald aus der Gesellschaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geistlichen und dem Wundarzt bestand — Amalia fehlte — verschwunden. Schon wollte man ihn aufsuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltsames begegnet seyn müsse, und es war dem wirklich so. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Nein, es ist die höchste Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltsame häuft sich zu sehr und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, das hier ein besonderes böses Verhängniß zu treiben scheint, zu nahe kommen und von dem Schwungrad ergriffen unaufhaltsam hineingeschleudert werden könnten ins Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen versprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuscript, das ich hervorgesucht aus dem Koffer, in der Hand, herabkomme, gerathe ich in meiner Zerstreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der wie du weißt mit großen Gemälden behängt ist. Der Rubens, den wir schon neulich bewunderten, zieht mich aufs neue an. Indem ich nun aber davor stehe und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf und Gräfin Amalia tritt hinein. Du meinst noch ganz verstört, ganz außer sich über das, was sich vor ein Paar

Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt sie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verschiedenen Meistern, die hier versammelt, zu sprechen, indem sie sich vertraulich in meinen Arm hängt und langsam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch, ruft sie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, doch, giebt es etwas Langweiligeres, als so viel zu sprechen von todten Bildern? Hat das frische Leben so wenig Anspruch an uns, daß wir uns davon abwenden?“ —

Und damit öffnet sie die Thüre und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgesuchtesten Geschmack dekorirtes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behausung,“ spricht Amalia und nöthigt mich neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magst dir es vorstellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die sonst mir schroff und kalt erschienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit selbst war, ganz seltsamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den schönsten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu seyn und rüstete mich, irgend einen leuchtenden Geistesblitz abzuschießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen starrte, vor dem ich augenblicklich verstummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: Finden Sie mich schön? — So wie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, sprach sie weiter: Ich verlange keine Schmeichelei, die mir in diesem Augenblick nur zu abgeschmackt erscheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!“ erwiederte ich nun, und ich möchte wohl wissen, wie dieses Ja! geklungen haben mag, das ich schnell ausstieß in einer Art von seltsamer Bestürzung.

„Könnten Sie mich lieben?“ fragte die Baronesse weiter, indem mir ihr Blick sagte, daß sie auch wieder nichts anders verlange als ein einfaches Ja oder Nein.

Der Teufel nehme sich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philisterige Fischnatur. „Ja!“ rief ich und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen und küßte sie einmal über das andere mit einer Inbrunst, die ihr gar keinen Zweifel lassen mußte, wie jenes Ja! recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

Nun dann, rief die Gräfin wie aufjauchzend vor Freude, so reißen Sie mich aus meinem Verhältniß, das mir täglich, stündlich den quaalvollsten Tod giebt. — Sie sind Fremde — Sie gehen nach Italien — ich folge Ihnen — entführen Sie mich dem Verhaßten — retten Sie mich zum zweitenmal! —

Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbesonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zusammen, die Gräfin schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhiger fort: Nicht verschweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Wesen einem andern gehört und ich daher auf eine ganz uneigennützige Tugend rechne, wie sie wohl kaum zu finden. Doch — eben so wenig will ich läugnen, daß es unter gewissen Umständen möglich seyn würde, Ihnen den höchsten Lohn der Liebe zu gönnen — und ich würde reich lohnen! — Ist nehmlich jener, den ich im Herzen trage seit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, so — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszusprechen vermag, mich selbst bis in das Innerste hinein geprüft habe und daß meine Entschlüsse nicht von der jähen Aufregung eines entsetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und Ihr Freund die Verhältnisse hier im Schloß

mit der Exposition eines gewissen furchtbaren Trauerspiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltsames, Verhängnißvolles.

Was um aller Welt willen der Gräfin sagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem sie sehr ruhig sprach: Jetzt nichts weiter — verlassen Sie mich — wir sprechen weiter zur gelegenen Zeit. —

Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf sich wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, sie rief mit einem Ton, der meine Brust zerfleischte: Rette mich! — Halb betäubt, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchste Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rücksichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnsinn eines solchen verderblichen Unternehmens einsah. — Du hast bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unser Zimmer hinaufgingen, bei Seite nahm und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verstehen, als daß er unterrichtet sey von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr," so sprach der Graf, „Ihr ganzes Wesen, Ihre ganze Art zu seyn, „erfüllt mich mit dem unbedingtesten Zutrauen, darum darf ich „Ihnen sagen, daß ich mehr ahne, als Sie wohl denken mögen. „— Sie sprachen die Gräfin. — Hüten Sie sich vor Armidens „sinnbethörender Verlockung — seltsam muß Ihnen das aus „meinem Munde klingen — doch, das ist eben der böse Fluch, „der mich verfolgt, daß ich mir meines Wahnsinns bewußt bin,

„und mich nicht herauszureißen vermag aus dem heillosen „Zustande, der mich verdirbt und den ich dennoch zu lieben „gezwungen.“ —

Du siehst, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in solch toller verwirrter Lage befinde, die die schnelle Abreise unbedingt nothwendig macht.“

Hartmann war nicht wenig erstaunt über alles das, was sich mit seinem Freunde Willibald begeben, und beide, nachdem sie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schlosse hin und her gesprochen, waren einstimmig der Meinung, daß sich hier wohl alles aus gewissen bedrohlichen Abgründen der menschlichen Natur entwickelt haben müsse.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch das geöffnete Fenster und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Lust. Die Freunde beschlossen, noch vor dem Frühstück einen Gang durch den Park zu machen. Als sie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forst gränzte, vernahmen sie ein eifriges Gespräch und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen stattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln schienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden stand. Beide, der Jäger und der Fremde, schwangen sich auf und jagten in vollem Gallopp davon. Als Daniel zurückkehrte, stieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erschrocken zusammen, dann sprach er aber lächelnd: Ei, ei, schon so früh auf, meine Herrn? — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unser Nachbar werden will. Er hat sich hier ein wenig umgesehen, ich habe ihn überall herumführen

müssen. So wie er nun sein Schloß bezogen, will er einsprechen bei unserm gnädigen Herrn Grafen und um gute freundliche Gastfreundschaft bitten. —

Auch dieser Fremde, das Erschrecken Daniels, wollte den mißtrauisch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Versprechen, daß sie andern Morgens fortgeschafft werden sollten, dafür wollte er aber diesen Tag nicht aus ihrer Gesellschaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein scheues Kind, nur wünschen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man sich bereitete zur Tafel zu gehen, fehlte Gräfin Amalia. „Der Kopfschmerz wird sich wieder eingestellt haben," sprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein und den Freunden stockte der Athem. Auf das Köstlichste war sie in dunkelrothen Sammt gekleidet, ein funkelnder Gürtel umschloß fest den schlanken Leib, und eben solch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche Spitzen den schwellenden Busen nur halb verbargen. Die dunklen Locken waren mit Perlenschnüren und Myrthen durchflochten, Handschuhe und Fächer vollendeten den festlichen Putz. Sie strahlte in solchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Ueberraschung selbst derer zeugte, die sie wohl schon öfters so geschmückt gesehen.

„Mein Himmel, begann der alte Graf, was bedeutet das, Amalia, du bist ja geschmückt, als sollest du, eine frohe Braut, vor den Altar treten."

„Bin ich denn keine glückliche Braut?" sprach Amalia mit unnennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe sie um seinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf sie auf, küßte sie auf die Stirne und sprach dann: O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz! — Graf Franz näherte sich mit wankendem Schritt. Man sah ihm die Angst des bangen Zweifels an. Amalia schauerte zusammen, dann ließ sie dem Grafen willig ihre Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte.

Bei der Tafel blieb sie still und ernst, wenig theilnehmend daran, was eben gesprochen, aber sichtlich weich gestimmt und sich hinneigend den Worten Willibalds, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Muthe war, als sitze er auf glühenden Kohlen. Seltsame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnsinnige Gedanke, sich plötzlich als Braut zu schmücken, um ihm mehr Aufmerksamkeit zu beweisen, als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen und zu einem heillosen Zweikampf nöthigen werde. — Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben, nahm sie Willibalds Arm und eilte, während die andern noch im Gespräch begriffen, so schnell von dannen, daß sie sich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niedersinken, da schloß Willibald sie in seine Arme, und außer sich selbst, ganz Liebeslust, drückte er heiße Küsse auf die schönsten Lippen; da lispelte die Gräfin: Laß mich, o laß mich — entschieden ist mein Schicksal — du kamst zu spät — o wärst du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!

Ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen und sie verließ das Zimmer in demselben Augenblick, als Graf Franz eintrat. Willibald rüstete sich, einen harten Auftritt zu bestehen und jeder Beleidigung des Eifersüchtigen mit dem Muth, mit

er Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig ver- wundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugsam davon zeugte, wie sein ganzes Innres zerrissen, fragte: So wie ich höre, reisen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab? — Allerdings, Herr Graf, erwiederte Willibald sehr ruhig und gelassen. Schon zu lange haben wir hier verweilt und ein böses Verhängniß könnte uns ganz ohne unsere Schuld in manches verwickeln, das sich hier auf dem Schlosse zu großem Unheil gestalten möchte.

„Sie haben Recht, sprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus seinen Augen perlten, Sie haben Recht, mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt sich los mit männlichem Muth! — Sie verstehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eifersüchtigem Mißtrauen — ich spreche Sie frei von aller Schuld — o! — wäre es denn eine Schuld gewesen — doch still, nichts mehr davon. So viel ist gewiß, daß irgend ein unheilschwangeres Geheimniß waltet, aber die Kunst der Hölle gehört dazu, es zu errathen.“ —

Die übrige Gesellschaft versammelte sich, der Geistliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, sprach er leise mit dem alten Grafen, dieser erwiederte halblaut: Sie ist eine überspannte Närrin, man lasse sie gehen! — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geistlichen, daß Amalia seinen Zuspruch verlangt und ihm allerlei seltsame Zweifel über die Sünde, ewige Strafe u. s. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges ganz verstörtes Gemüth beschwichtigt, so gut als er es vermocht, aber erklärt, wie sie sich durchaus krank fühle und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben

werde. — Des Abschieds der Freunde halber floß der edl Wein noch reichlicher als sonst, und ließ die schwärmerisch Amalia vergessen sammt ihrer Krankheit, die, wie der alt Graf aus Erfahrung wissen wollte, auf leerer Einbildung be ruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der sich bei dem Gedanke der nahen Abreise aller Sorge entnommen und so leicht un froh fühlte wie ein freigelassener Vogel, war und blieb be der heitersten und unbefangensten Laune. Ja, der Scherz stie beinahe bis zur Ausgelassenheit, der Wundarzt hörte nicht au um gnädige Verzeihung zu bitten seines Lachens halber un wollte immer wieder dazwischen fragen, ob denn die gnädig Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geistliche schnit ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war possierlich ge nug anzuschauen, wie er ganz verblüfft da saß mit offnen Munde und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wisse solle von der Hochzeit, die seines Bedünkens gefeiert würde wiewohl im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz schie von bösen Ahnungen gepeinigt in steter Unruhe. Bald verlie er den Garten-Saal, in dem man versammelt, bald kehrte e wieder zurück, sah aus dem Fenster, trat vor die Thüre ꝛc Man trennte sich in später Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schlosse, Stimmen durcheinander, Waffengeräusch u. s. w. Sie traten an das Fenste und sahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze de Jäger fortsprengte. Der Diener, der sonst jeden Morgen hinauf kam mit dem Frühstück, blieb aus. Irgend ein bedrohliche Ereigniß ahnend, stiegen die Freunde herab. Sie begegnete lauter blassen verstörten Gesichtern, niemand stand Rede.

Endlich gewahrten sie den Geistlichen, der aus den Zim-

mern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren sie alles. — Gräfin Amalia war spurlos verschwunden! — Als sie des Morgens nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging dieses nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verschlossen, und da sie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth sie in große Angst und Besorgniß. Sie lief herab, schrie laut, daß Gräfin Amalia todt sey oder wenigstens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß versammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man stieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demselben prächtigen Anzuge, den sie Tages vorher getragen. Sie hatte sich nicht entkleiden lassen, und es selbst nicht gethan, da man sonst den Anzug im Zimmer hätte finden müssen. — Auf dem Marmortisch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand standen: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich schien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da sich innerhalb und außerhalb dem Schlosse eine Menge Menschen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, so war es wieder nicht zu erklären, wie sie aus dem Schlosse hatte kommen können, dessen Thor man am Morgen fest verschlossen fand. An eine Flucht durch das Fenster war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem sich der Gräfin Zimmer befand, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schlosse der Gräfin zur Flucht behülflich gewesen seyn.

Hartmann erzählte nun, wie sie am gestrigen Morgen im

Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig sprechend getroffen hätten, der dann rasch waldeinwärts fortgesprengt.

Der Geistliche wurde sehr aufmerksam, ließ sich die Gestalt des Fremden, seinen Gang, sein ganzes Wesen auf das Genaueste beschreiben, und versank in tiefes Nachdenken. „Es ist, sprach er dann halb leise, es ist ein schwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will. — Sollte dieser alte Diener — Muster der Redlichkeit — Sollte jener Verruchte selbst — Nein es ist nicht möglich! — Und doch — die Beschreibung des Fremden — das Gespräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er sich ganz unbeobachtet glauben konnte — Nun! — bald klärt sich ja alles auf. Ist Graf Franz so glücklich, die Gräfin aufzufinden, sie zurück zu bringen —“

Das, rief Willibald lebhaft, das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten. Den durchbohrendsten Gram lindert die Zeit und selbst der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, ist Wohlthat für den, dessen Inneres irgend eine heillose Gestaltung des Lebens zerreißt mit namenloser Quaal. Mag das entsetzliche Verhältniß, der Kampf der brünstigsten Liebe und des tiefsten Abscheues aus derselben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieser furchtbare Kampf, in dem das Edelste untergeht, nie mehr dieses Haus verstören! —

Ach, sprach der Geistliche, indem er die Augen gen Himmel hob, ach es ist wohl dem so, ich kann Ihnen nicht widersprechen.

Die Freunde bestanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureisen. Der Geistliche versprach für Pferde zu sorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde stand der gepackte Reisewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geistlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl sagen lassen, da er sich außer Stande fühle, sie mündlich zu sprechen.

Als indessen die Freunde im Begriff waren in den Wagen zu steigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er sein Haupt erhoben, veredelt schienen die Züge seines Antlitzes, fester war sein Schritt. Ueberwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das Leid neu seinen heldenmüthigen Geist nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und sprach dann mit der ernsten Würde des in sich abgeschlossenen Mannes: Ihre Erscheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erste Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Fantasie erloschen, gelten Ahnungen mehr als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heitern Augenblicke, die Ihr frischer lebensmuthiger Geist mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beschlossen.

Der Graf drückte schnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden schied, und auch diese verließen das Schloß in der tiefsten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen sie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schlosse brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüsche fiel, hatte ihn in die Brust getroffen; er schien rettungslos verloren. — O fort — fort von diesem Schauplatz des Jammers!

So riefen die Freunde, und rasch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verflossen. Hartmann, in seiner diplomatischen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen seiner Obern nach Rom und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:

Hartmann an Willibald.

Neapel, den ....

Ich schreibe Dir, mein theuerster Willibald, in der vollsten Bewegung meiner ganzen Seele! — An einen Moment in unserm Leben bin ich erinnert worden, der Dich so erfaßte, daß Du lange nicht das seltsame Gefühl von Lust und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konntest. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Gestern besuchte ich den reizendsten romantischsten Punkt dieser Gegend, nämlich das Kamaldulenser-Kloster in der Nähe des Posilippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weisen, der ein Deutscher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispensirte.

Je länger der Mönch mit mir sprach, desto bekannter wurde mir der Ton seiner Stimme, und auch in den Zügen seines würdigen Antlitzes lag etwas Bekanntes, schon Gesehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen schien. Der Mönch betrachtete mich mit einer forschenden Aufmerksamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum erstenmale in Italien sey, unserer Reise von Berlin über

Prag und Wien nach Mailand. — So, rief der Mönch, so täuscht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. — Wir sahen uns schon in Böhmen auf dem Schlosse des Grafen Maximilian von C. —

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geistliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und Du kannst denken, wie mir mit einem Zauberschlage das helle lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schlosse vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch, mir zu sagen, wie sich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreise durch Böhmen, ich gewiß die Gastfreundschaft des alten Grafen, sey er noch am Leben, zum zweitenmal in Anspruch nehmen werde. — „Ach,“ sprach der Mönch, indem er den thränenschweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — alles ist „dahin! — verschwunden alle Pracht und Herrlichkeit! — „Das Geflügel der Nacht nistet in den Ruinen, wo sonst Frei„heit thronte und Gastfreundschaft in schimmernden Prunk„gemächern!“ —

Geahnt haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnißvollen Geheimnissen bedrohten Familie; höre indessen, wie nach der Erzählung des Mönchs sich alles begeben.

Graf Maximilian behielt die Fassung des männlich starken Geistes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und diesen Muth lohnte der Ausspruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geschick des vollendeten Meisters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings sehr gefahrvoll, Rettung indessen nicht nur möglich, sondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sey. Daß die Büchsenkugel nicht

die Brust des Grafen durchbohrt, was sonst bei der Richtung des Schusses ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuthen, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geschossen. Daraus ließ sich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, so sorgsam sie auch den ganzen Wald durchstreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Person antrafen. Ueberhaupt schien jenes Raubgesindel, das die ganze Gegend ringsumher unsicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, sich wieder über die Gränze zurückgezogen zu haben, denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubstreichen, die sonst beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die sanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die sein Gemüth erfüllte, hatte seinen in Feuer und Flamme aufsprühenden Geist gebrochen, und war eben deshalb seiner völligen Genesung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalia, die wie durch Zauberei spurlos verschwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hülfleistung sie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngespinnst, und so war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu ersinnen, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrschte nun in dem Schlosse, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geistliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, versunken. Nur der Trost, den die Kirche zu spenden vermag, stärkte den alten Grafen, als der entsetz-

liche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz sich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß sein Sohn Carl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elsaß eingefangen und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von seinen Spießgesellen, die das Gefängniß, worin er eingeschlossen, erbrachen, indessen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geschlagen. Er hatte seinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heillose Sohn die würdigste Familie, die ihre Abstammung von Königen herleitete, versenkt, und wie Amaliens verbrecherischer Wahnsinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdischen Wohls verlöscht. Da vernahm er leise Tritte vor den Fenstern des Schlosses, und dann war es, als würde die Hauptthüre behutsam geöffnet. Dann wurde alles still, bald ließ sich aber, wie aus der untersten Tiefe herauf, ein seltsames klirrendes Getön hören, als würden Eisen gehandhabt. — Der Graf zog an der Glocke, die hineinging in Daniels, von des Grafen Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln so viel er wollte, kein Daniel erschien. Da stand der Graf auf, warf sich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an und stieg herab, um selbst die Ursache des Geräusches zu erforschen. In Daniels Kammer schaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte sich, daß Daniel, da das Bett unberührt, sich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er, wie ein Mensch schnell zum Portal herauswischte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säu-

lenflur hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinet, dessen Thüre von starkem Eisen war, so wie vor dem einzigen Fenster sich ein starkes Gitterwerk befand. Mitten in dem steinernen Boden dieses Kabinets war eine eiserne Fallthüre mit starken eisernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein sehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und silbernen Geräthschaften, in Juwelen und andern Kleinodien bestehende Familienschatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des ersten Zimmers an dieser rechten Seite stand offen, der Graf trat schnell hinein, durchschritt die ganze Reihe, und ihm stockte der Athem, als er die Thüre des letzten Kabinets ohne Gewalt geöffnet fand. Behutsam trat der Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es ist eine verwünschte Arbeit, aber ich werde gleich fertig seyn.“ So sprach der Mensch, der auf der Fallthüre kniete und emsig an den eisernen Querbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit starker Stimme. Da fuhr der Mensch erschrocken auf und wandte sich um. — Es war Daniel. Geisterbleich starrte Daniel den Grafen an, und dieser ihn, getroffen von dem Blitzesschlag der entsetzlichsten Ueberraschung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los, „was machst du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zusammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „— Ge-rech-tes E-r-bth-e-il selbst“ — Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheisen von der Erde auf und hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit dir, Bestie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuchlerischer Bösewicht!“ So rief der Graf in auf-

mmendem Zorn, packte, mächtig und stark wie er noch war, iner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der Gurgel und hleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die chloßglocke stark anzog. Aufgeschreckt aus dem Schlaf strömte les herbei, um ein Schauspiel zu sehen, von dem jeder errrte. „Schließt ihn in Ketten und schmeißt ihn in den hurm!" rief der Graf der Dienerschaft zu. Doch so wie e den Alten, der entstellt, lautlos mehr an der Faust des rafen hing als stand, packen wollten, mußten sie auf den Wink des Grafen einhalten. Er schien einige Augenblicke auf inen Entschluß zu sinnen. Dann sprach er mit ruhiger erner Größe: „Werft den alten Bösewicht zum Schlosse heraus, und läßt er sich wieder sehen, so hetzt ihn fort mit Hunen!" —

Es geschah, wie der Graf geboten.

Die sichtbaren Spuren dessen, was sich begeben, überhoben en Grafen der Mühe einer weitläuftigen Erzählung, in zwei Worten wußte die Dienerschaft alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treusten Jäer des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch sie ihn getäuscht hätten auf die hwärzeste Weise, daß auch sie Theil hätten an Daniels unernommener verbrecherischer That, als sie am frühen Morgen, it Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor hinein rengten.

Während die andern den ertappten Bösewicht anstarrten, aren sie schnell auf den Hof gelaufen, weil sie Pferdegetrapel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten sie auch m Schimmer der Nacht einen leeren von zwei Reutern beleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu

um durch seine Geständnisse volles Licht in der Sache zu erhalten.

Eben, sprach der Graf mit entschiedenem Ernst, eben dieses Licht scheue ich, und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin alles in tiefe Nacht versunken bleiben möge. Eine innere Stimme sagt mir, daß jenes Licht der Blitz seyn würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerschmettert. —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrscheinlich zur Fortschaffung des geraubten Familienschatzes abgesendeten Wagens und der beiden Reuter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgesindel steckte. Allerlei fremde Leute ließen sich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe des Schlosses sehen, die sich zwar durch Päffe bald als verabschiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. s. w. auswiesen, deren ganzes Ansehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes schlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potschatek, so wie auch die Nachricht kam, daß sich, trotz der Wachsamkeit der aufgestellten Posten, eine große Zigeunerbande über die mährische Gränze hinein ins Land gezogen haben solle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, bestätigte diese Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reutern verschwand, einen wiewohl nicht starken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch andere beigesellt.

Gewiß war es, daß eine neue Bande sich sammelte, und *rathsam war es,* sie im Entstehen zu vertilgen. Die Jäger

der nächsten Reviere in der Herrschaft wurden aufgeboten, und schon in der folgenden Nacht setzte sich Graf Franz, von innerem unwiderstehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Gesindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hochaufloderndes Feuer.

Graf Franz schlich leise mit seinen Jägern heran, und sie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Zigeunerweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, gesungen und getanzt, während ungefähr sechs Männer, auf ihre Büchsen gestützt, den Trupp zu bewachen schienen. Plötzlich stürzten die Jäger mit lautem Geschrei auf sie ein, da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchsen und schossen gleich den Männern auf die Jäger, die indessen, von dem Gebüsch begünstigt, besser trafen, so daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern und mehrere von den Weibern niederstürzten, die andern verschwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz untersuchten, wer von den Gestürzten vielleicht nur verwundet, erhob sich eine dicht verschleierte Gestalt vom Boden, und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreischend wollte bei seinem Anblick das Weib niedersinken. Ein Jäger hielt sie in seinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. — Als sähe er ein entsetzliches Gespenst, starrte der Graf die Entschleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß sie sich mit der Kraft der wüthendsten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Messer hervor und stürzte auf den Grafen los! — Der Förster, der neben ihm stand, umfaßte die Wahnsinnige, ent-

waffnete sie, und sprach, während sie von den Jägern festgehalten wurde, mit wehmüthigem Tone zum Grafen: „Was sollen wir thun? — Was ist zu thun möglich?“ — Da war es, als erwachte der Graf nun erst aus krampfhafter Erstarrung; er rief mit wildem furchtbarem Ton: „Binden, — nach dem Schlosse bringen!“ schwang sich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geschöpf! also zu Mördern und Dieben „flohst du aus dem Hause des Vaters, aus den Armen der „Liebe. Nein — nicht noch mehr Schmach sollst du über dieses „greise Haupt bringen, Klostermauern sollen dich und deinen „verbrecherischen Wahnsinn verbergen vor der Welt!“ So rief der alte Graf in dem Ingrimm der tiefsten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch athmete diese nicht, für kein lebendes Wesen war sie zu achten. Auch nicht die leiseste Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinste Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesstarren Augen bewies, daß sie etwas vernahm oder gewahrte, was gesprochen wurde, oder was sich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man sie, so ging sie, ließ man sie stehen, so stand sie; sie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ sie in ein entferntes einsames Zimmer sperren, und gedachte sie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloster fortschaffen zu können.

Vergebens bemühte sich der Geistliche, Amalien zum Reden zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und eben so wenig gelang es, ihr Speise und Trank einzunöthigen. Beide, der Geistliche und der Wundarzt, stimmten darin überein, daß Amaliens Zustand keineswegs physische Krankheit,

vielmehr psychisch angestrengter Wille sey, und daß sie zu sterben beschlossen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten sollen, er schien sich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem sich dieses begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtstunde, als alles auf dem Schlosse in tiefem Schlafe lag, wurde das Schloßthor gesprengt, und hinein unter wildem Mordgeschrei drang die Räuberhorde, schoß in die Fenster, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz seine Pistolen geladen, als er die Räuber schon in den Gemächern neben seinem Schlafgemach toben und seinen Namen rufen hörte. Er hielt sich für verloren. Doch — das Fenster seines Schlafgemachs ging nach dem Garten heraus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an diesem Spalier schwang er sich herab, rannte in der finstern Nacht nach dem Försterhause, dessen Fenster ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte seine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger schon im Aufbruch, während schauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüber klang. Der Förster hatte das starke Schießen von der Gegend des Schlosses her gehört, hellen Fackelschein gesehen, den Räuberanfall vermuthet und sogleich Lärm gemacht. — Rasch ging's nun nach dem Schlosse. — So wie der Hauptmann der Horde, den eine majestätische Gestalt, ein stolzes Ansehn auszeichnete, in das Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und fehlte. Er wollte das zweite

abdrücken, doch laut aufkreischend: — „Carl! Carl! hier bin ich — hier ist dein Weib!" — stürzte Amalie herbei und in des Räubers Arme. —

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entsetzt schrie er auf: „Carl — Sohn!" —

Da trat der Räuber mit frechem verhöhnendem Stolz vor ihn hin und sprach: Ja! — der Sohn, den du verstießest, muß so von dir sein Erbe fordern, du grauer Sünder. —

„Verruchter Bösewicht!" schrie der Graf schäumend vor Zorn.

Schweige, sprach der Räuber, ich weiß, wer ich bin, und wie ich es geworden! Was säetest du in verderblicher Brust giftiges Unkraut, und wunderst dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführtest du nicht meine Mutter? — Gab sie nicht mit Abscheu dir die Hand, die du dem Heißgeliebten entrissest? — Und dir zum Trotz will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthron mit dieser, die mich liebt, wie niemals dein Weib dich geliebt hat, und die du verkuppeln wolltest. —

„Ausgeburt der Hölle!" schrie der Graf, und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: Die Hand weg von meinem Weibe! und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgedrungen herbei rannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. — Mit zerschmettertem Haupt stürzte der Räuber zur Erde. „Es ist dein Bruder Carl!" kreischte der alte Graf, und sank leblos hin neben dem Getödteten! — In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floß in den Gängen des Schlosses. Kein einziger

von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet da lag oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerschmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getödtet wurden und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Schaaren herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Bösewichter das Schloß in Brand gesteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den alten nur ohnmächtigen Grafen, so wie den in völlige Apathie versunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu steuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, sie sey in den Flamen umgekommen.

Graf Maximilian starb wenige Tage darauf in den Armen des Geistlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ und sich zu den Kamaldulensern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelst einer gerichtlichen Schenkung die Herrschaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er selbst verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrscheinlich änderte er seinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht hausen wollte, wo sich das Entsetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Mulda erbaut. — —

Es ist mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs noch von mir, von andern Dingen zu sprechen, Du wirst das selbst fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Töplitz, den ......

Ich kann, ich darf es Dir nicht sagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnißvoll ist es zu nennen, daß Du in einem fernen fremden Lande den Geistlichen aus jenem Schlosse trafst, Verhängnißvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährst Du alles. —

Gestern früh machte ich hier — Warum ich in Töplitz bin, frägst Du? — Nun! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geisteskraft hemmende — Hypochondrie, ja so nennen es die Aerzte, unerachtet mir der Name verhaßt ist, und für meinen Zustand auch gar nicht zu passen scheint, ja das alles hat mich hergebracht. Also, gestern früh, da ich mich ungewöhnlich frisch und stark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachsene Bergschlucht gerathen, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher schlanker jugendlicher Gestalt, in einem schwarzseidenen mit Sammtborden, nach altdeutscher Art zugeschnittenem Kleide und einem sehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erscheinung einer einsamen, sauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß hatte in der That etwas sehr Seltsames. Ich dachte, hier sey es wohl nicht unschicklich sie anzureden und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich schon, als sie sich umschaute. Ich bebte erschrocken

zurück, sie floh, laut aufkreischend, ins Gebüsch, und war in einem Moment verschwunden. — Nicht das bleiche von Gram und auch wohl von beginnendem Alter entstellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer sprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für rathsam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnsinnige zu halten, dann aber lief ich Gefahr mich ganz zu verirren, da es mir jetzt schon Mühe genug kosten mußte, den nächsten Weg zur Heimath zurück zu finden. — Als ich an der Wirthstafel mein Abentheuer erzählte, sagte mir mein Nachbar, der schon seit vielen Jahren Töplitz jeden Sommer zu besuchen pflegte, daß jene Frau allerdings eine Wahnsinnige, und von vielen Personen in Töplitz sehr wohl gekannt sey. — Vor mehreren Jahren ließ sich nämlich eine junge Person in der Gegend von Töplitz sehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald besser gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot, und dann wieder in den Bergen verschwand. Das abergläubige Volk hielt sie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geistlichen aus Töplitz den bösen Geist zu bannen. Der Geistliche versprach das, während er ganz Anderes im Sinne trug. — Bald geschah es auch, daß er in der Gegend, wo die Person sich zu zeigen pflegte, wandelnd sie wirklich traf und von ihr angebettelt wurde. Der Geistliche, ein Mann von hellem Verstande, von richtigem psychologischen Blick, merkte aus den ersten Reden, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er sich das, was sie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhält-

niß sagte, gar nicht zusammen zu reimen wußte, so ging er doch darauf endlich mit vieler Geschicklichkeit ein. Des Geistlichen Zuspruch schien ihr wohlzuthun, sie versprach, an derselben Stelle sich wieder einzufinden, und hielt Wort. Endlich nach mehreren Unterredungen kam es so weit, daß die Wahnsinnige ihm willig nach Töplitz folgte, wo er sie bei einem Hausbesitzer, dessen Besitzthum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein Kästchen mit Juwelen einhändigte, das sie im Walde vergraben. Der Geistliche war von der vornehmen Abkunft der Wahnsinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Person, so wie die ihm anvertrauten Juwelen auf das genaueste beschrieb. — Nicht lange dauerte es, so erschien der junge Graf Bogislav von F. in Töplitz, und erklärte, nachdem er lange Zeit sich mit der Wahnsinnigen unterhalten, daß sie eine Verwandte seines Hauses sey, für die er, da sie sich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wolle, ein ansehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar schloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntschaft der Wahnsinnigen zu machen, die nur auf ihren einsamen Spaziergängen scheu, sonst aber sehr mild und gut sey. — Ich ging heute Nachmittags hin. — Die Wirthsleute schienen auf dergleichen Besuche schon vorbereitet zu seyn, sie sagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einsamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demselben Anzuge, wie sie mir gestern im Walde begegnete, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmsten Anstande, und nöthigte mich, wohl wissend, daß nur ihr mein Besuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne Spur des Wahnsinns sprach sie von gleichgültigen Dingen, bis ich, selbst weiß ich nicht, wie mir

das einkam, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familiennamen zu erfahren. Da heftete sie ihren Blick fest auf mich, und sprach mit dem Ton der tiefsten Trauer: „Wie, mein Herr? — sollten Sie mich nicht kennen? sollten Sie mich nicht schon oft unter den Schrecknissen des fürchterlichsten Verhängnisses erblickt haben, nicht schon oft von dem ungeheuern Geschick erschüttert worden seyn, das mich so grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor, aber die schwärzeste Verläumdung ist es, daß mein Carl mich selbst getödtet haben solle. Nur scheinbar that er das, um die wilde Horde zu beschwichtigen. — Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Brust setzte.“ — Dies Letzte sprach die Gräfin ganz leise und beinahe lächelnd. Dann fuhr sie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Kosinski, die edlen Menschen, haben mich gerettet. Sie sehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben ist ohne Hoffnung. Der Kaiser wird, er muß den Grafen Carl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz gestorben. Der hat aber drei Leben. Zweimal ist er schon gestorben — ich selbst (dicht herangerückt, zischelte mir die Gräfin dies ins Ohr) — ich selbst — diese Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben, ist das geendet auf gewaltsame Weise, wie es bald geschehen wird, so ist alles gut. Carl kommt wieder, erhält den Besitz der ihm entrissenen Herrschaft in Böhmen, und auch meine entsetzliche Quaal ist vorüber. Als mein Oheim starb, berührte ich mit dieser Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle vermochten es nicht zuzudrücken — und er schaut mich noch immer mit diesem Auge an.“ — Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düstre Feuer

des Wahnsinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „Finden Sie mich schön? — Könnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten. — Rette, o rette mich!" —

Die Gräfin wollte sich an meine Brust stürzen, da faßte sie aber der Hauswirth bei den Armen und sprach halb leise: Gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er ist da! es ist die höchste Zeit. — Sie müssen fort. — „Du hast Recht, guter Daniel, erwiederte sie eben-so — ja ganz recht — fort, fort!" Und damit sprang sie schnell fort aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfrost geschüttelt, stammelte unverständliche Worte! — Sie sind erschrocken, mein Herr, sprach der Wirth lächelnd, aber es hat jetzt nicht mehr das Mindeste zu bedeuten. Sonst, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauscht hatte, wie ich mich zu benehmen, gerieth sie jedesmal, wenn sie geschrieen: Rette, rette mich! in Wuth; jetzt aber packt sie schnell ihre Juwelen ein, und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis sie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem sie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zustande erwacht. —

Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigst geliebter Freund, wir stehen mitten in Schillers Räubern, sprachst Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter schien als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtsinnigen, erfaßte, und dessen das Innerste zerfleischende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, &c.

Als Hartmann seinen Freund endlich in Berlin wieder sah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch physischem Leid zuzuschreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, sind sie am späten Abend traulich beisammen, oft jenes entsetzlichen Trauerspiels in Böhmen, dessen ersten Akt ein seltsames Verhängniß sie mitspielen ließ, und in ihrem innersten Gemüth erbeben dann tiefe Schauer. —

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Fantasten. †)

Verloren und Gefunden.

In dem Zwei und Achtzigsten Stück der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 18— befand sich folgende Aufforderung:

Derjenige junge schwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar und etwas schief verschnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß gefunden und wahrscheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimisch ist, ersucht, sich am Vier und Zwanzigsten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hotel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Brieftasche, der ihm vielleicht interessant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der besagte junge Mann den Entschluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken und nach Griechenland reisen wollen, so wird er sehr gebeten sich in Pa-

---

†) Berlinischer Taschen-Kalender, 1821. S. 191—262.

tras auf Morea an den preußischen Consul Herrn Andreas Condoguri zu wenden und ihm die gedachte Brieftasche vorzuzeigen. Dem geschätzten Finder wird sich dann ein anmuthiges Geheimniß erschließen.

Der Baron Theodor v. S. gerieth, als er dies auf dem Casino las, in eine freudige Bestürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint seyn als er selbst, denn eben er hatte, es mochte wohl schon ein Jahr her seyn, im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftasche mit einem goldenen Schloß gefunden und zu sich gesteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel besonderes im Leben begegnet, die aber alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz außerordentliches und sich selbst von dem Schicksal dazu bestimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals als der Baron die Brieftasche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein seltsames Abentheuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren welche) brachten ihm indessen die Brieftasche aus den Gedanken und um so größer war die Ueberraschung, daß nun erst das erwartete Abentheuer eintreffen sollte.

Fürs erste mußte sich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nehmlich daß seine Augen braun seyn sollten, die er immer für blau gehalten, und daß sein Backenbart für schief verschnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihm um so mehr an die Seele, als er selbst vor dem schärfsten Pariser Toiletten-Spiegel das schwierige Geschäft des Zustutzens seines Backenbartes besorgte, und sich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friseurs Warnicke längst entschieden, als Meister bewährte.

Nachdem der Baron sich sattsam geärgert, stellte er folgende Betrachtungen an.

Erstlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforschen gesucht? — Aber, durfte zweitens dies wohl geschehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wissen, was für Geheimnisse mich es einmal aussprechen ließen, daß einer besondern Constellation halber ich nach Griechenland reisen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wohl anderer Natur seyn als weiblicher? — O Gott! es ist viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwischen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftasche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die sich bei der Madame Obermann in der Sonne oder in Patras auf Morea entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche süße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimniß wie ein wundervolles Mährchen mit aller Lust, allem seligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber, wo ist, fünftens, um tausend Himmelswillen die verhängnißvolle Brieftasche geblieben?

Dieser fünfte Punkt war ein sehr böser, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichste aller Abentheuer zu bestehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachsuchen und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er sich gar nicht darauf zu besinnen vermochte, ob er die Brieftasche noch später in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftasche fand, ihn so sehr außer Fassung gebracht, daß er alles übrige und auch die Brieftasche darüber vergessen.

Gerade an dem Tage trug er zum erstenmal eine der saubersten, zierlichsten, wohlpassendsten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünstler Freitag verfertigen lassen und mit weisem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere simple Edelleute hatten auf Ehre und Seeligkeit geschworen: der Frack sey göttlich und die Pantalons delizios, aber freilich, Graf E. der Rhadamanthus der modernen Welt hatte sein Urtheil noch nicht gesprochen. Das Schicksal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftasche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, unter den Linden dem Grafen v. E. begegnete. „Guten Abend, Baron!" rief der Graf ihm zu, lorgnirte ihn einen Augenblick, sprach dann mit entscheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!" und ließ den Baron stehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu sehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abscheulichen Verstoß dagegen, den er am Ende sich selbst beizumessen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille umhergegangen zu seyn, hatte für ihn etwas entsetzliches. Er rannte wild nach Hause, ließ sich auskleiden und befahl dem Kammerdiener das unseelige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erst dann kam Trost in seine Seele, als nach ein paar Tagen ein schwarzes Kleid aus dem Attelier des Künstlers Freitag hervorgegangen, das selbst Graf E. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verlust der Brieftasche, über den der Baron in völlige Trostlosigkeit gerieth.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, seine Garderobe zu mustern. Der Kammerdiener schloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht

mehr trug, aufhängen zu lassen pflegte. Aus dem Schrank strömte dem Baron ein starker Geruch von Rosenöl entgegen. Auf Befragen versicherte der Kammerdiener, daß dieser Geruch von jenem schwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hineingehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

So wie der Kammerdiener diese Worte aussprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen sollte, eben nicht so sehr entfernt gelegen, nehmlich, daß er das gefundene Kleinod in die Busentasche des Rocks gesteckt und im Verdruß wieder herauszunehmen vergessen.

Er erinnerte sich in dem Augenblick, daß die Brieftasche stark nach Rosenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnt.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldne Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftasche zu erfahren, der seltsam genug war.

Zuerst fiel dem Baron ein sehr kleines Messerchen von sonderbarer Form, beinahe anzusehen wie ein chirurgisches Instrument, in die Hände. Dann erregte seine Aufmerksamkeit ein seidenes strohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere, beinahe chinesischer Schrift ähnlich, in schwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand sich in einem seidenpapiernen Umschlage eine verdorrte unbekannte Blume. Wichtiger als alles schienen aber dem Baron zwei beschriebene Blätterchen. Auf dem einen standen Verse, die indessen der Baron leider nicht zu verstehen vermochte, da sie in einer Sprache abgefaßt waren, die selbst manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nehmlich in der neugriechischen. Die Handschrift auf

dem andern Blatte schien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte sich der Baron bald zu seiner großen Freude, daß italienische Worte darauf standen. Der italienischen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täschchen steckte endlich noch die Ursache des Dufts, den Brieftasche und Rock verbreitet, nehmlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetisch verschlossenes Fläschlein Rosenöl.

Auf dem Papier stand ein griechisches Wort, und zwar: *Σχνεσπελπολδ*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagorschen Restauration mit dem Herrn Geheimen Rath Wolff zusammentraf und ihn um die Deutung des griechischen Worts befragte, das auf dem Zettel stand. Der Geh. Rath Wolff hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron ins Gesicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechisches Wort, sondern nicht anders zu lesen als: Schnüspelpold, mithin ein Name sey, und zwar ein deutscher, kein griechischer, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme und auch billiger Weise nicht vorkommen könne.

So gut, wie gesagt, sich der Baron auf das italienische verstand, so wollte ihm doch die Entzifferung des Blättleins nicht recht gelingen. Denn außerdem daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, so waren auch manche Stellen beinahe ganz verwischt. Es schien übrigens, als habe die Besitzerin der Brieftasche (daß diese einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel) einzelne Gedanken aufgeschrieben, um sie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tage-

9*

buch vorstellen. — Genug, der Baron zerbrach sich den Kopf und verdarb sich die Augen! —

Das Blättlein aus der Brieftasche.

— Die Stadt ist im Ganzen schön gebaut mit schnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von halbverdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich sausende Wind dichte Staubwolken vor sich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig schütteln. Kein einziger Springbrunnen sprudelt lebendiges Wasser empor und verbreitet Kühle und Labung, deshalb sind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden tosenden Mühlen gelegen, klein und versteckt, ist mit dem in Konstantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häusern feil geboten werden. Manche dieser Kaufleute bestreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Ansehen und mehr Vertrauen zu gewinnen, sind aber eben deshalb sehr theuer. Es giebt mehrere Palläste, die aber nicht aus Marmor gebaut sind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen soll. Das Baumaterial besteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backsteinen, die häßlich roth und unter dem Namen: Ziegel, bekannt sind. Doch habe ich auch Quadersteine gesehen, sie jedoch kaum für Granit oder Porphyr halten können. — Ich wünschte aber wohl, daß du, geliebte Chariton, das schöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin schmückt, sehen könntest. Es erinnert an den großen erhaben einfachen Styl unserer Vorfahren. — Warum spreche ich aber so viel von den todten kalten Stein-

massen, die auf diesem glühenden Herzen lasten und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieser Oede! — ich will dir, Geliebte, nicht — — Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagsessen zu viel getanzt und sich den Fuß verstaucht. Konnte ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abscheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abstreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — — Ich rieb ihm den Fuß mit Balsam von Mecca ein und legte ihn ins Bette, da wurde er still und ruhig. Nachher stand er auf, machte Chocolade und bot mir eine Tasse an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuschläfern und dann zu verwandeln, wie er es schon oft gethan hat! —

Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unseeliges feindliches Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit selbst! Ich fuhr leise mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten seine große, schöne, schwarze Augen mich an und er sprach ganz entzückt: Gleich! gleich! In der That holte er auch auf der Stelle sein Handwerkszeug hervor und druckte auf einen dunkelrothen Shawl den prächtigsten Goldrand, den ich nur wünschen konnte. Ich warf ihn um und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an sein Hinterhaupt geschroben, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen ist, so daß es nur weniger Schritte bedarf, um in schöne finstre Laubgänge zu treten. — Im Walde befiel meinen Magus seine mürrische Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an: ich solle mir nicht thörigter Weise einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büsche wären,

daß das wirklich gewachsenes Gras, Feld, Wasser sey. Ich könne ja das schon an den stumpfen Farben sehen, daß alles nur in spaßhafter Kunst fabrizirtes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren sogenannten Ausstellungen brauchten. Wollte ich einmal ein bischen wahrhafte Natur schauen, so würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu schauen. Beim Theater wären nehmlich grundgeschickte Naturmeister angestellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüsch, Wasser und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich sehnte mich nach jenem Platz, der mich an die schöne Zeit erinnert, als du, meine süße Chariton, noch meine Gespielin warst! — Ein runder mit dichtem Gebüsch umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet steht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulassen; da stieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angst und Entsetzen und er müsse ihr die Nase abschlagen, damit sie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich sein langes starkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannst dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundsatz des mir verhaßten Volks, das wirklich in tollem abergläubischen Wahnsinn den Statuen die Nasen abschlägt, damit sie nicht lebendig werden! — Ich sprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann selbst und setzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhnisch an und sprach, daß ich mir nur nicht einbilden solle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu sehen, ich könne das an dem unförmlichen wulstigen

Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellinis Ausdruck einem mit Melonen gefüllten Sack gliche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufschütte und dann so lange geschickt hineinblase, bis sich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben an das Wasser unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröschen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu und als er —

Das Abendroth stieg auf und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauschte über mir im Gebüsch und eine Nachtigall schlug einzelne klagende Laute an. Ein süßes Weh erfüllte meine Brust und von unwiderstehlichem sehnsüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun sollen! — Du kennst, o meine Chariton, das magische Band, das verführerische Geschenk unsers Alten. — Ich zog es hervor und schlang es um die Pulsader meines linken Arms. — Alsbald flatterte die Nachtigall hinab und sang zu mir in der Sprache meines Landes:

„Aermste, warum flohst du hieher? Kannst du entrinnen
„der Wehmuth, der dürstenden Sehnsucht, die auch hier dich
„umfängt? Und tiefer verwundend faßt dich hier fern von
„der wirthlichen Heimath der Schmerz getäuschter Hoffnun-
„gen! — Der Verfolger ist hinter dir! — flieh! — flieh! —
„du Aermste! — Aber du willst ihn sterben, den Tod in
„Liebe! — gieb ihn mir, gieb ihn mir und lebe in seeliger
„Ahnung, die mein Herzblut in deiner Brust entzündet."

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich holte in zauberischer Bethörung mein kleines Mordinstrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erschien, die Nachtigall schwang sich auf, ich riß das Band vom Arm herab und — —

— Ich fühlte mein ganzes Selbst erbeben! — Dasselbe Haar — dieselben Augen — derselbe freie stolze Gang — Nur entstellt durch die häßlich abentheuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher dir, meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel sage ich dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von schwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten ist. Diese Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier: Rockschöße nennt und in denen Taschen angebracht sind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfnisse, des Schnupftuchs u. s. w. Merkwürdig scheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanständig ist, Backen und Kinnladen unbedeckt sehen zu lassen. Beides wird durch Haare, die sie stehen lassen, so wie durch ein Stücklein gesteiften Battistes, das aus der Halsbinde auf beiden Seiten emporsteigt, bedeckt. Am seltsamsten scheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Rande besteht und die man „Hut" nennt. — Ach, Chariton! — trotz dieser abscheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder! — welche dämonische Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte! — Schnell schlang ich das magische Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unsichtbar, doch schien er das Daseyn irgend eines ihm befreundeten Wesens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er sich auf eine Bank, nahm den Hut ab und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: Laß dich erblicken, oder: Laß dich am Fenster sehen! Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes seltsame Instrument

nahm, das man hier eine Brille nennt. Er setzte dies Instrument auf die Nase, befestigte es hinter den Ohren und schaute durch die hell und glänzend geschliffenen Gläser, die vor den Augen standen, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich saß. — Ich erschrack, daß der magische Blick durch jene Gläser, ein mächtiger Talisman, meinen Zauber zerstören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es sich, daß — — — verhängnißvollste meines Lebens! — Wie soll ich es dir denn sagen, meine geliebte Chariton, wie dir beschreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria ist ein gutes liebes Kind und obschon nicht unserer Religion zugethan, ehrt sie doch unsere Gebräuche und ist überzeugt von der Wahrheit unseres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entschlüpfte ich der Aufsicht meines Magus. Maria hatte sich des Hausschlüssels bemächtigt, sie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß, und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald und holten aus einer dort befindlichen Cisterne das heimliche Wasser, in das wir geweihte Aepfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünstiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unsern vier ausgestreckten Daumen empor. — Es drehte sich rechts, es drehte sich links — zitternd und schwankend! — Vergebens unser Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Brust mit dem heimlichen Wasser, in dem der geweihte Apfel lag, gewaschen, begab ich mich tief verschleiert, ohne daß es mein Magus, der seinen langen Traum träumte, zu bemerken schien, nach dem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheißen. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit starker Stimme: Theodor — Theodor! —

— O meine Chariton! — durchbebt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergesunken! — Ja, er ist es! — er ist es! — O all' ihr Heiligen! — ein Prinz sonst, reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherstreifend im Bachstelzenhabit und steifer Filzmütze — Könnt' ich nur —

Mein Magus hält in seiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närrische Einbildungen und ist zu weiterer Nachforschung nicht zu bewegen, die ihm doch so leicht werden würde, da er sich nur an die Stelle im Walde, wo ich Theodor erblickte, begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel essen und einen Schluck von dem geheimen Wasser trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht und ist überhaupt mürrischer als je, so daß ich zuweilen genöthigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider seine Macht über mich nur verstärkt, doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelehrt. Jetzt tanzt aber meine Maria den Romeca so schön, wie man ihn bei uns nur sehen mag. — Es war eine schöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesschimmer. Der Wald horchte in staunendem Schweigen unserm Gesange zu und nur dann und wann flüsterte und rauschte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die seltsamen Stimmen der Geister der Nacht durch die Stille und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in seinem Elektrophor eine Theorbe mitgenommen und wußte die Akkorde des Romeca recht schön und feierlich anzuschlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig versprach zum Frühstück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längst vorüber, nahten sich Gestalten durch das Gebüsch unserm einsamen Rasenplatz. Wir schlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern

und entflohen so schnell, als wir nur vermochten. — Uebereilte unseelige Flucht! — Der Vogel war zum erstenmal unwillig, aber er sprach nur verwirrtes Zeug und wies meine Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagey wäre und kein Professor. — Ja, übereilte unseelige Flucht, denn gewiß war es Theodor, der sich uns nahte und — Mein Magus war so erschrocken, daß ich ihm zur Ader lassen mußte —

— herrlicher Gedanke! — Ich schnitt heute mit meinem Messerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich saß, als Theodor mir gegenüber war und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, ja in diesen Stamm schnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmst du meine Stimme? — es ist — ruft die dich — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Constantinopel — unabänderlicher Entschluß — Oheim — wohl —

Die Reise nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. setzte der Inhalt des Blättleins, dessen letzte Worte leider völlig verwischt und unleserlich waren, ganz außer sich selbst.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, so wie Theodor, beständig chimärische Abentheuer im Sinn, bei den Umständen, wie sie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erstaunen gerathen seyn. Außerdem daß schon das Geheimnißvolle des Ganzen, das Hindeuten auf ein seltsames weibliches Wesen, das Zauberkünste übte, das im steten Umgange lebte mit einem magischen Prinzip, ihm Herr und Diener zugleich, den Baron im höchsten Grade spannte,

so mußte diese Spannung bis zum halben Wahnsinn steigen, als er sich selbst in den Zauberkreisen gefangen sah, die das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Wesen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte sich nehmlich sogleich, daß er vor langer Zeit durch den Thiergarten wandelnd sich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftasche fand. Daß es ihm gewesen, als höre er leise Seufzer. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber sitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er seine Brille aufgesetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einst mit mehreren Freunden in später Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüsch ein ganz seltsamer Gesang und eben solch sonderbare Akkorde eines unbekannten Instruments entgegen klangen, und daß sie, endlich der Stelle, wo die Musik herzukommen schien, genaht, zwei weiße Gestalten schnell fliehen sahen, die etwas rothglänzendes auf den Schultern zu tragen schienen. — Der Name Theodor entschied nun vollends die Sache.

In voller Hast lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inschrift, die die Unbekannte in einen Baum geschnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht näheren Aufschluß des Räthsels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des Baumes, an den sich die Bank lehnte, wo er die Brieftasche gefunden, waren jene Worte eingeschnitten, aber das besondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöscht, auch in dem Baum verwachsen und unleserlich geworden waren. „Wunderbare, rief der Baron in höchster Extase aus, wunderbare Sympathie der Natur!“ — Er erinnerte sich aus dem

Goethe jener Zwillingskomoden, die aus einem Stamme gefertigt waren und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schlosse ein Raub der Flammen wurde!

Unbekanntes herrliches Wesen! rief der Baron ferner aus in höchster Extase, Himmelskind aus dem fernen Götterlande, ja — längst glühte die Sehnsucht nach dir, du einzig Geliebte, in meiner Brust! Aber ich habe mich selbst nicht verstanden, die blaue Brieftasche mit dem goldnen Schloß war erst der magische Spiegel, in dem ich mein Ich in Liebe zu dir erblickte! — Fort! — dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Rose blüht meiner ewigen Liebe! —

Der Baron machte sofort ernsthafte Anstalten zur Reise nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholdy und was er sonst an Reisen nach Griechenland auftreiben konnte, bestellte sich einen bequemen Reisewagen, zog so viel von seinem Gelde ein, als er zu brauchen glaubte, begann sogar griechisch zu lernen und ließ sich auch, da er von irgend einem Reisenden hörte, der, um sicherer zu reisen, die Landestracht trug, von dem Theaterschneider einige saubre neugriechische Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieser Zeit nichts im Sinne trug als die unbekannte Besitzerin der blauen Brieftasche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen stand. — Sie war hoch, schlank im höchsten Ebenmaaß der Glieder gewachsen, ihr Anstand ganz Anmuth und Majestät — ihr Gesicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt — die schönsten Augen — die schönsten schwarzen seidnen Haare! — Genug ganz so, wie der begeisterte Sonnini nur die Griechinnen schildern kann. Und

dabei, wie schon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühende Herz im Busen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten konnte der Seeligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Exklama tionen merklich schadete. Doch hier halfen Wielands sämmtlich Werke aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähe Bestimmung Musarion und dies setzte ihn auch in den Stand die gehörigen schlechten Verse auf das unbekannte Zauberbil zusammenzukneten.

Ganz besonders bemühte sich der Baron, auch die Zauber kraft des magischen Bandes zu versuchen, das unstreitig i seine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, schlang da Band um die Pulsader seines linken Arms und horchte au den Gesang der Vögel. Er konnte aber nicht das mindest davon verstehen. Und als endlich ein Zeisig dicht neben ihr im Busche zu zwitschern begann, klang es ihm beinahe so, al sänge der unverschämte Vogel: Hasenfüßchen, Hasenfüßchen, ge zu Haus — zu Haus! — pfeif dich aus — pfeif dich aus! — Der Baron sprang schnell auf und eilte, ohne weitere Versuch zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verständniß des Vogelgesange schlecht ergangen, so gelang es ihm noch schlechter mit der Un sichtbarkeit. Denn unerachtet er das magische Band um de Hals geschlungen, so bog doch der Hauptmann v. R., der unte den Linden spazierte, sogleich in die Seitenallee ein, in de der Baron unsichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn drin gend, sich doch vor seiner Abreise gütigst der funfzig Fried richsd'or zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spie schulde. —

Der Theaterschneider war mit den griechischen Kleider

rtig. Der Baron fand, daß sie ihm ganz ungemein kleideten nd daß vorzüglich der Turban seinem Gesicht einen Ausdruck ab, der ihm ein freudiges Staunen abnöthigte. Denn selbst atte er bisher nicht geglaubt, daß seine Augen, seine Nase nd seine übrigen angenehmen Gesichtszüge überhaupt der- leichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen seinen Bachstel- en-Rock, gegen seine Mütze aus steifem Filz u. s. w. und wäre, ätte er nicht das Aufsehn und den Spott anglomanischer Gra- en und Barone gefürchtet, von Stund' an nicht anders als eugriechisch gekleidet einher gegangen.

Hatte aber sein Negligée, ein seidener orientalischer Schlaf- ock, eine turbanähnliche Mütze und dazu eine lange türkische Pfeife im Munde, schon etwas getürkt, so war hier der Ueber- ang zum neugriechischen Costüm leicht und natürlich. —

Also neugriechisch gekleidet saß der Baron mit unterge- hlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutsauer wurde, auf em Sopha und blies, die schönste Bernsteinspitze an den Mund edrückt, Rauchwolken türkischen Tabaks vor sich her, als die hür aufging und der alte Baron Achatius v. F., sein Oheim, inein trat.

Als der aber den neugriechischen Neffen erblickte, prallte r zurück, schlug die Hände zusammen und rief überlaut: So st's denn doch wahr, was die Leute mir sagten! — So ist och das bischen Verstand meines Herrn Neffen wackeligt ge- orden!

Der Baron, der alle Ursache hatte, den alten steinreichen nverheiratheten Oheim zu ehren, wollte schnell vom Sopha erab und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbe- uemen ungewohnten Stellung halber, erstarrt, eingeschlafen,

wie man zu sagen pflegt, waren, so kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausströmte auf den reichen türkischen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat schnell die glimmenden Funken aus, half dem bestürzten Neugriechen auf den Sopha und fragte dann: „So sage mir nur, was du für Narrheiten treibst. Ist es wahr, daß du fort willst nach Griechenland?“

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieser es zugesagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie sich alles begeben mit dem Auffinden der Brieftasche im Thiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung, mit dem Inhalte des Blättleins, und wie eben der Entschluß in ihm entstanden, geradezu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Condoguri die blaue Brieftasche zu übergeben und dann das Weitere zu erfahren.

„Mir ist, erwiederte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, mir ist die Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung entgangen, indessen zweifle ich gar nicht, daß sie darin enthalten und daß sie ganz dazu geeignet ist, die Fantasie des Finders der Brieftasche, ist er zumal jung und fantastisch, wie du es bist, gar sehr aufzuregen. Eben so stelle ich gar nicht in Abrede, daß du nach allem, was du mir erzähltest, Grund hast zu glauben, in dem Blättlein sey von dir die Rede. — Ich würde übrigens die Person, die das schrieb, was du mir vorlasest, für wahnsinnig halten, wäre sie nicht offenbar eine Griechin. Hast du aber dir gehörige Notiz von Neugriechenland verschafft, so wirst du wissen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien steif und fest glauben und von den tollsten *Einbildungen* geplagt sind, wie du manchmal.“ —

Neuer Beweis für meine Ueberzeugung, murmelte der Baron dazwischen.

„Ich weiß, fuhr der Oheim fort, ich weiß auch recht gut, was es mit dem heimlichen Wasser für eine Bewandniß hat, das die Mädchen in der Johannis-Nacht schweigend holen, um zu erfahren, ob sie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im Allgemeinen alles nicht so gar sonderbar vor und nur in Beziehung auf dich erscheint mir manches sehr zweideutig. — Es ist nehmlich sehr die Frage, ob du, mag es auch den Anschein haben, der gemeinte Theodor bist, ja ob der, der die Aufforderung einrücken ließ, sich nicht in der Person des Finders irrte. — Genug! da die Sache durchaus problematisch, so würde es ein sehr übereilter Streich seyn, deshalb eine weite gefährliche Reise zu unternehmen. Daß du Aufklärung wünschest und wünschen mußt, ist billig und natürlich, warte daher den vier und zwanzigsten Julius des künftigen Jahres ab, und begieb dich dann in die Sonne zur Madame Obermann, wo dich ja auch die Aufforderung hinbescheidet, um das Nähere zu erfahren."

Nein, rief der Baron, indem seine Augen blitzten, nein, mein geliebter Oheim! nicht in der Sonne, nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf, nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau, mir Glücklichen, der so wie sie aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, die Hand!

„Was, schrie der Alte ganz außer sich, bist du ganz und gar von Sinnen? bist du rasend? du aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen? — Narr in Folio, war deine Mutter nicht meine Schwester? — War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? — Hab' ich dich nicht aus der Taufe gehoben?

— Kenn' ich nicht unsern Stammbaum? ist er nicht klar und deutlich seit Jahrhunderten?"

Sie vergessen, sprach der Baron, indem er so mild und anmuthig lächelte, wie nur irgend ein griechischer Prinz zu lächeln vermag, Sie vergessen, theuerster Oheim, daß mein Großvater, der die merkwürdigsten Reisen unternahm, eine Frau von der Insel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit gewesen seyn soll und deren Bildniß noch auf unserm Stammschlosse befindlich.

„Nun ja, erwiederte der Oheim, man mag es wohl meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger rascher feuriger Mann sich in ein schönes griechisches Mädchen verliebte und die Thorheit beging, sie, unerachtet sie nur gemeinen Standes, und wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feil hielt, zu heirathen. Doch sie starb sehr bald kinderlos." —

Nein, nein, rief Theodor heftig, eine Prinzessin war dies Blumenmädchen und meine Mutter die Frucht der glücklichsten Ehe, die, ach! nur zu kurz dauerte.

Der Oheim prallte erschrocken zwei Schritte zurück. „Theodor, begann er dann, Theodor! sprichst du im Traum, im Fieber, im Wahnsinn? — Beinahe zwei Jahr war die Griechin todt, als dein Großvater meine Mutter heirathete, vier Jahre war ich alt, als meine Schwester geboren wurde. Wie um tausend Himmelswillen kann denn deine Mutter die Tochter jener Griechin seyn?"

Gestehen, fuhr Theodor ganz ruhig und gelassen fort, gestehen will ich, daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkt, die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen meine Behauptung spricht. Aber das schöne unerforschliche Geheimniß, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in

den Weg, und das Unwahrscheinlichste ist oft das eigentliche Wahre. Sie glauben, bester Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde, aber kann das nicht auf seltsamer Täuschung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die mysteriösen Combinationen einzulassen, die unser Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, setze ich Ihnen, bester Oheim, ein Zeugniß entgegen, das alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit einem Schlage vernichtet! — Das Zeugniß meiner Mutter! — Sie staunen? — Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? — Vernehmen Sie denn! — Meine Mutter, so erzählte sie mir, mochte ohngefähr sieben Jahre alt seyn, als sie sich, da schon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem sie sich mit unsichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als sie es aber innig liebend betrachtete, belebten sich die schönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürstliche Frau, die theuerste der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieser Zeit wurde meine Mutter von dem theuern Bilde gehegt und gepflegt auf das zärtlichste, ja das Bild besorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter andern unterrichtete das Bild meine Mutter auch in der neugriechischen Sprache, und meine Mutter mochte, da sie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus sonderbaren nichtigen Gründen die Mutterschaft des Bildes ein Geheimniß bleiben sollte, geschah es, daß alle Leute das Neugriechische, das meine Mutter sprach, für französisch, ja selbst das Bild, erschien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine französische Gouvernante halten mußten. Als meine Mutter heirathete, zog sich das Bild zurück in den Rahmen und verließ ihn nicht eher, bis meine Mut-

ter sich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das theure hohe Bild meiner Mutter die fürstliche Abkunft und daß der Sohn, von dem sie genesen würde, bestimmt sey, im schönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geschienen. Eine anmuthige Gunst des Schicksals, oder nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall werde ihn dort hinleiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keines der heiligen Mittel, wie sie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabsäumen, um mich vor jedem Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, so wie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überschüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brod und ein hölzerner Stößel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Parthie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. — Sie wissen, bester Oheim, aus dem Sonnini, daß diese vortrefflichen Gebräuche auf den Inseln im Archipelagus statt finden. — O es war ein hehrer heiliger Moment, als meine Mutter mir das alles entdeckte. — Zum erstenmal in ihrem Leben war sie über mich in lebhaften Zorn gerathen. — Es hatte sich nehmlich eine Wiesel in unser Zimmer eingefunden, die ich zu verfolgen im Begriff stand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Thierchen, das sich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor und sprach zu ihm also: „Beste Dame, seyn Sie uns auf das schönste willkommen! — Niemand soll Ihnen Leid zufügen, Sie sind hier zu Hause, alles steht zu Ihren Diensten!" — Meiner Mutter Worte kamen mir so spaßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Thier entfloh, aber in demselben Augenblick gab mir die Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir

der Kopf summte. Ich erhob ein Gebrüll, dessen ich mich noch schäme, doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, schloß mich unter tausend Thränen in ihre Arme und entdeckte mir, daß sie neugriechischer Abkunft sey, Rücksichts der Wiesel also nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geschichte vom Bilde. — Sie sind, bester Oheim, gewiß eben so sehr überzeugt als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftasche eben der günstige anmuthige Zufall ist, den das Bild, die theure Großmutter, geweissagt. Nicht wie ein unbesonnener fantastischer Jüngling, sondern als ein Mann von Muth und Consequenz handle ich daher, wenn ich mich stracks in den Wagen setze und in einem Strich fort reise bis nach Patras zum Herrn Andreas Condoguri, der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter bescheiden wird. Das sehen Sie gewiß ein, bester Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchste Glück meines Lebens zu erringen im Stande seyn werde.

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört, jetzt brach er los: „Gott tröste dich, Theodor, aber du bist ein großer Narr. — Deine Mutter, sanft ruhe ihre Asche! war ein wenig fantastisch und dein Vater hat es mir oft geklagt, daß sie mit dir, als du geboren, allerlei seltsames vornehmen lassen, das ist wahr. Aber was du da vorbringst von griechischen Prinzessinnen, lebendigen Bildern, eingesalzenen Kindern und Wieseln, das hast du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in deinem Gehirn, dem wahren orbis pictus aller Tollheiten und Narrereien! — Nun! — ich will dir und deinem konsequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre ab nach Patras und grüße den Herrn Condoguri. Vielleicht ist dir die Reise recht gesund, vielleicht kommst du, schlagen dich nicht etwa die

Türken todt, vernünftig wieder. Vergiß nicht, wenn du auf die Insel kommst, wo der gute Riesewurz wächst, davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen. — Glückliche Reise!" —

Damit verließ der prosaische Oheim den exaltirten Neffen.

Als nun der Tag der Abreise sich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewisses Bangen, da jeder von den Gefahren sprach, in die er bei dieser Reise wohl gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge seines Bangens, setzte er seinen letzten Willen auf, in dem er seine sämmtlichen geschriebenen und gedruckten Gedichte der Besitzerin der blauen Brieftasche, seine neugriechischen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beschloß er außer seinem Jäger und einem jungen Italiener, der einige neugriechische Wörter aufgeschnappt und der ihm zum Dollmetscher dienen sollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ungefähr fünftehalb Fuß im Durchmesser mitzunehmen, weshalb der Kutschenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abschiedsbesuche zu machen. — Eine Reise nach dem romantischen Griechenland — ein geheimnißvolles Abentheuer — ein Abschied auf vielleicht nie Wiedersehen — war das nicht genug, die zartesten Fräuleins in Extase zu setzen? — stahlen sich nicht Seufzer aus der Brust der Schönsten, wenn der Baron die schönen Bildchen der holden Insulanerinnen hervorzog, die er bei Gaspare Weiß gekauft, um interessanter von dem Griechenland sprechen zu können, das er nun schauen würde? — Konnte eine einzige das: Adieu, mon cher Baron! heraus bringen, ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernsthaftesten, so wie die leichtsinnigsten Männer dem Baron nicht wehmüthig die

Hand und sprachen: Möge ich Sie gesund, froh und glücklich wiedersehen, bester Baron! — Sie machen eine schöne Reise!

Ueberall fiel der Abschied rührend und herzerhebend aus. — Viele zweifelten in der That, den jungen Abentheurer jemals wiederzusehen, und Trübsinn verbreitete sich in den Zirkeln, deren Zierde er gewesen. — Der Wagen stand hochbepackt vor der Thüre. Der Baron unter dem Reisemantel neugriechisch gekleidet setzte sich ein, der Jäger und der breite Märker mit Büchsen, Pistolen und Säbeln bewaffnet, bestiegen den Bock, der Postillon stieß lustig ins Horn und fort ging's im vollen Trabe durch das Leipziger Thor nach Patras!

In Zehlendorf steckte der Baron den Kopf zum Fenster heraus und rief in barschem Ton, man solle nicht lange trödeln beim Umspannen, er sey in größter Eil. Da fiel ihm der junge Professor ins Auge, den er erst vor wenigen Tagen kennen gelernt und der den größten Enthusiasmus für die Reise nach Griechenland bewiesen.

Der Professor kam eben von Potsdam zurück; so wie er den Baron gewahrte, sprang er an den Wagen und rief: Glückseeligster aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich sie aus der Bartholdyschen Reise entnommen, aufzuschreiben zu weiterer Nachforschung. Auch füge ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkischen Pantoffeln. — Den Bartholdy, fiel der Baron dem Professor in die Rede, habe ich selber im Wagen und was die versprochenen Pantoffeln betrifft, so erhalten Sie die schönsten, die es giebt, und sollte ich sie diesem oder jenem Pascha von den Füßen ziehen. Denn, o Professor! Sie haben mich bestärkt in meinem Glauben, in

meiner Ueberzeugung und fleißig werd' ich auf klassischem Boden in den Taschen-Homer kucken, der mir ein theures werthes Geschenk ist. Zwar verstehe ich kein griechisch, aber das findet sich, denk' ich, von selbst, wenn ich erst im Lande bin. — Man sagt ja so im Sprichwort: das giebt sich wie das Griechische. — Doch schreiben Sie, Bester, schreiben Sie, denn noch läßt sich kein Pferdekopf blicken.

Der Professor zog eine Schreibtafel hervor und begann die Notizen, wie sie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuschreiben. Während dessen öffnete der Baron die Mappe, um nachzusehen, ob auch seine Briefschaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Casino fand und das der Anlaß seines ganzen Beginnens, seiner weiten gefahrvollen Reise.

„Verhängnißvolles Blatt, sprach er mit Pathos, verhängnißvolles, jedoch theures liebes Blatt, du erschlossest mir das schönste Geheimniß meines Lebens! — Dir danke ich all' mein Hoffen — mein Sehnen, mein ganzes Glück! — Anspruchslos — grau — löschpapieren — ja ein wenig schmutzig, wie du dich gestaltest, trägst du doch den Edelstein in dir, der mich so reich machte! — O Blatt, wie bist du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!" —

„Welches Blatt, unterbrach der Professor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, welches Blatt setzt Sie in solche Extase, bester Baron?"

Der Baron erwiederte, daß es jenes verhängnißvolle Haude- und Spenersche Zeitungsblatt sey, in dem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftasche stehe, und reichte es dem Professor hin. Der Professor nahm es, warf einen Blick darauf — fuhr zurück, wie plötzlich erstaunend — sah schärfer hin-

ein, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte — rief dann mit starker Stimme: Baron! — Baron! — bester Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Condoguri? — O Baron! — bester Baron! —

Der Baron sah hinein in das Blatt, das der Professor ihm dicht vor die Augen hielt, und sank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeister trat höflich an den Schlag und entschuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch solle nun der Herr Baron in längstens anderthalb Stündchen in Potsdam seyn.

Da schrie der Baron mit entsetzlicher Stimme: „Fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!" — Der Jäger und der Märker sahen sich erschrocken um, der Postillon sperrte das Maul auf. Aber immer heftiger schrie der Baron: „Nach Berlin — hast du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Bestie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galloppire, Canaille — galloppire, Unglückskind — einen Dukaten bekömmst du." —

Der Postillon lenkte um und jagte im brausenden Gallopp fort nach Berlin. —

Der Baron hatte nehmlich, als ihm das Haude- und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit übersehen, d. h. die Jahrszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeschlagen, oder das sonst ein Zufall auf einen Tisch ins Casino gebracht, hatte er gelesen und so war eben heute, am vier und zwanzigsten Julius, als der Baron nach Patras abreisen wollte, das Jahr verflossen, das in jener Aufforderung zur Frist bestimmt, nach Griechenland zu reisen, oder bei der Madame

Obermann in der Sonne sich einzufinden und die Entwickelung des Abentheuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als so schnell als möglich nach Berlin zurück und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß, sprach der Baron, als er sich in der Sonne, und zwar in Nr. 14, auf dem Sopha lang ausstreckte, welch ein geheimnißvolles Verhängniß treibt sein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Condoguri, der mir den weitern Weg wies? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reise — es war der Wagenmeister, der mich hieher wies, und auch der Professor konnte nur der todte Hebel seyn, der unbekannte Kräfte in Bewegung setzte!“ —

Der Jäger trat hinein und berichtete, daß selbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrschaft eingetroffen sey. Das schlug den Baron, dem die Entwickelung des Abentheuers, der Aufgang des Geheimnisses die Brust spannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indessen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fortdauere und man erst, nachdem es zwölf geschlagen, mit gutem Gewissen schreiben könne: am fünf und zwanzigsten Julius, ja daß strenge Leute dies erst nach dem Schlage eins thäten, und dies gab ihm Trost.

Er beschloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was sich ereignen werde, und sah es, unerachtet er an nichts denken wollte als an das schöne Geheimniß,

an das holde Zauberbild, das ja sein ganzes Innres erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erschien und einen kleinen Tisch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig und seiner innern Stimmung gemäß, ätherisches Getränk zu genießen, und befahl Champagner. — Als er den letzten Bissen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: was ist irdisches Bedürfniß, wenn der Geist das Göttliche ahnet! —

Damit setzte er sich, Beine untergeschlagen, auf das Sopha, nahm die Chitarre zur Hand und begann neugriechische Romanzen zu singen, deren Worte er mit Mühe aussprechen gelernt, und die nach den selbst komponirten Melodien abscheulig genug klangen, um für etwas sehr Absonderliches und Charakteristisches zu gelten, und weshalb er sie auch den Fräuleins A. bis Z. niemals vorgesungen, ohne das tiefste Erstaunen, ja einiges angenehme Entsetzen zu erregen. — Der Begeisterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flasche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten sich die Akkorde, die er anschlug, ganz los von dem Instrument und schwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu sang eine Stimme in seltsamen unbekannten Weisen, und der Baron vermeinte, sein Geist sey es, der entfesselt sich erhebe im himmlischen Melos. Bald wurde ein geheimnißvolles Flüstern vernehmbar. — Es rauschte an der Thüre, sie sprang auf, hinein trat eine hohe herrliche Frauengestalt in dichte Schleier gehüllt. — Sie ist es — sie ist es, rief der Baron im Uebermaaß des Entzückens, stürzte nieder auf die Knie und reichte der Gestalt die blaue Brieftasche dar. Da schlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Lust des Himmels konnte Theodor

kaum den Glanz überirdischer Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftasche und musterte sorglich den Inhalt. Dann beugte sie sich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf und sprach mit dem süßesten Wohllaut: Ja, du bist es, du bist mein Theodor! — ich habe dich gefunden! — „Ja er ist es, Signor Theodoro, den du fandest!" — So sprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erst eine kleine sehr seltsame Gestalt, die hinter der Jungfrau stand, in einen rothen Talar gehüllt und eine feurig glänzende Krone auf dem Haupte. — Des Kleinen Worte wurden, so wie sie ausgesprochen, zu Bleikugeln, die an Theodors Gehirn anprallten, und so konnt' es nicht fehlen, daß dieser etwas erschrocken zurückwich.

Erschrick nicht, sprach die Jungfrau, erschrick nicht, Hochgeborner! der Kleine dort ist mein Oheim, der König von Candia, er thut niemanden etwas zu Leide. Hörst du denn nicht, Bester! daß die Steinamsel singt und kann denn Böses geschehen?

Erst jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupressen aus der beengten Brust. „So ist es denn wahr, sprach er, was mir Träume, was mir süße Ahnungen sagten? — so bist du denn mein, du der Frauen herrlichste und hehrste? — doch erschließe mir das herrliche Geheimniß deines — meines Lebens!"

Nur, erwiederte die Jungfrau, nur dem Geweihten erschließt sich mein Geheimniß, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß du mich liebst!

Von neuem stürzte der Baron nieder auf die Knie und sprach: Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der herabschimmert auf Paphos Fluren! — O schwöre, fiel die Jungfrau ihm mit

Julias Worten in die Rede, o schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sey! — Doch du gedachtest, süßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die schauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter grauer Zeit und der Menschen düsteres verschleiertes Schicksal enthüllt! — Der Ober-Consistorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe soll dich fähig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit schnöder Rede, sollt' es ihm einfallen, grob gegen dich zu seyn, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt. Zum zweitenmal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftasche das Messerchen, entblößte dem Baron den linken Arm und öffnete ihm, ehe er sichs versah, eine Ader. Das Blut spritzte empor, und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. — Doch alsbald schlang die Jungfrau das magische Band um den Arm des Barons und zugleich um den ihrigen. Da stieg ein bläulicher Duft aus der Brieftasche, verbreitete sich im Zimmer, stieg durch die Decke, welche verschwand. Die Mauern schoben sich fort, der Fußboden versank, der Baron schwebte, von der Jungfrau umschlungen, im weiten lichten Himmelsraume. „Halt, kreischte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm festpackte, halt, das leid' ich nicht, ich muß auch dabei seyn!" Doch der Baron fuhr ihn an, sich mit Gewalt losmachend: „Sie sind ein naseweiser Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statistiker seyn, als ich es wirklich bin, um nicht zu wissen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie stehen ja in keinem Staatskalender und könnten, wär' es der Fall, höchstens als Druckfehler passiren! — Fort, sag' ich, scheeren Sie sich fort hier aus der Luft!" — Der Kleine fing an auf

sehr unangenehme Weise zu grunzen, da berührte die Jungfrau sein Haupt, er kroch zusammen und schlüpfte in die Brieftasche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt, wie ein Amulett. —

O Baron, sprach die Jungfrau, du hast Muth, und nicht fremd blieb dir die göttliche Grobheit! — doch sieh, schon naht sich das Geschwader aus Paphos! —

Der Blumenthron aus Armida ließ sich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron stieg hinein mit der Jungfrau und nun gings fort sausend und brausend durch die Lüfte. O Gott, rief der Baron, als er immer schwindlichter und schwindlichter wurde, o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmuthigen Beispiel geschätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, so wär' ich ein Baron von Erfahrung und verstände mich auf solche Luftseegelei — aber nun — Was hilft es mir, daß ich auf Rosen sitze neben dem himmlischen Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerste umdreht.

In dem Augenblick schlüpfte der König von Candia aus der Brieftasche und hing sich, indem er wieder schrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, so daß dieser vom Throne hinabrutschend und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutschend, sich kaum oben erhalten konnte. Immer schwerer und schwerer wurde der fatale Candiasche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Rosenkette, an der er sich festhalten wollte, zerriß, er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens hinunter und — erwachte! — Die Morgensonne schien hell ins Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu sich selbst kommen, er rieb sich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — Wo bin ich!

rief er, welche Töne! — Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauert fort. Endlich raffte sich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Ursache des seltsamen Tönens. Im Lehnstuhl lag nehmlich der Italiener und schnarchte fürchterlich. Die Chitarre, die neben ihm auf der Erde lag, schien seinen Händen entsunken. — „Luigi — Luigi, erwachen Sie!" rief der Baron, indem er den Italiener rüttelte. Der konnte sich aber schwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — gestern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reise, nicht recht bei Stimme gewesen und, wie es manchmal dem besten Sänger geschehe, wirklich etwas gräßliche Töne von sich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leise — leise die Chitarre aus der Hand zu nehmen und ihm hübsche italienische Canzonetten vorzusingen, worüber der Herr Baron in der etwas unbequemen orientalischen Stellung mit untergeschlagenen Beinen fest eingeschlafen. Er — sonst eben kein Liebhaber von Wein, habe sich die Erlaubniß genommen, den kleinen Rest des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelassen, und sey dann ebenfalls in tiefen Schlaf gesunken. In der Nacht sey es ihm gewesen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar sey er halb und halb erwacht und es habe ihm geschienen, als erblicke er fremde Personen im Zimmer und höre ein Frauenzimmer griechisch sprechen, aber wie verhext habe er die Augen nicht offen behalten können und sey ganz betäubt wieder eingeschlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erst aufgeweckt.

Was ist das, rief der Baron, war es Traum, war es

Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reise nach Paphos und riß mich eine dämonische Gewalt herab? — Ha! — soll ich untergehen in diesen Geheimnissen? Hat mich eine grausame Sphinx erfaßt und will mich hinunter schleudern in den bodenlosen Abgrund? — Bin ich —

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauses eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein seltsames Ereigniß, das sich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr (so sagten sie) sey ein schöner schwerbepackter Reisewagen vorgefahren und eine große verschleierte Dame ausgestiegen, die in gebrochenem Deutsch sich sehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders sagen können, als daß allerdings ein junger hübscher Herr eingekehrt sey, den er seiner Kleidung nach für einen reisenden Armenier oder Griechen von Stande halten müsse. Da habe die Dame sehr vergnügt gethan, ja wie außer sich mehrmals hintereinander gerufen: Eccolo — eccolo — eccolo! — welches nach dem bischen Italienisch, das er verstehe, so viel heiße, als: da ist er — da ist er! — Die Dame habe dringend verlangt, sogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl sey, den sie schon seit einem Jahre suche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wissen könne — Genug, er habe den Jäger geweckt und erst als dieser den Herrn Baron namentlich genannt und auf sein heiliges Wort versichert, daß Hochdieselben *unverheirathet*, wären sie getrost hinaufgestiegen nach dem Zim-

mer des Herrn Barons, das sie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße sey etwas gefolgt, woraus sie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, so habe es ihnen beinahe scheinen wollen, als sey es ein kleiner kurioser Mann. Die Dame sey auf den Herrn Baron, der auf dem Sopha sitzend fest eingeschlafen, zugeschritten, habe sich über ihn hingebeugt, ihm ins Gesicht geleuchtet, dann sey sie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren und habe mit einem Ton, der ihnen recht ins Herz geschnitten, mehrere unverständliche Worte gesprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämisch gelacht. Nun habe sie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier, mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas gesagt, was dem Herrn Baron wieder zu sagen ihm die Ehrfurcht verbiete.

Heraus damit, sprach der Baron, ich will, ich muß alles wissen!

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, so habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es ist nicht mein Gemahl, es ist der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten! — Herrn Luigi, der sehr geschnarcht, hätten sie indessen aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er sey aber durchaus nicht zu erwecken gewesen. — Die Dame habe nun fort wollen, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftasche gewahrt, die auf dem Tische gelegen. Diese Brieftasche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, sie dem Herrn Baron in die Hand gegeben und sey hingekniet neben dem Sopha. Sehr seltsam sey es nun anzusehen gewesen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt und die Brieftasche der Dame dargereicht, die sie schnell in den Busen gesteckt. — Nun habe

die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, sey mit unglaublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt und davon gefahren. — Der Portier setzte insbesondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß sie ihn, der seit dreißig Jahren sein Bandelier und seinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißen, indessen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt seyn könne, die Dame nur noch ein einzigesmal zu schauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in seinem ganzen Leben nicht geschaut. —

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Besitzerin der blauen Brieftasche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus gewesen, von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigsten Moment seines Lebens hatte er verschlafen! — Das bitterste Gefühl erweckte ihm aber der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders als auf sich selbst beziehen konnte, und der alles günstige und glückliche, das er aus dem Blättlein Rücksichts seines Ich's herausbuchstabirt, zu vernichten schien. Nächstdem war ihm die Art, wie er um das theure Besitzthum der Brieftasche nebst ihrem geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher, fuhr er den Jäger an, Unglücklicher, sie war es, sie war es selbst, und du wecktest mich nicht — sie! — mein Abgott! mein Leben! — sie, der ich nachreisen wollte nach dem fernen Griechenland!" — Der Jäger erwiederte mit pfiffiger Miene, daß, wenn sie, die Dame, auch die rechte gewesen, es ihm doch geschienen, als sey der Herr Baron nicht

er rechte gewesen, und da habe es des Anfweckens wohl nicht erst bedurft! —

Gar peinlich war es für den Baron, täglich, ja stündlich mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er so schnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er schützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, sich offenbar noch größerem Gelächter Preis gegeben, Krankheit vor und wurde aus Aerger und Sehnsucht wirklich so krank, daß sein Arzt nur in dem Gebrauch des stärksten, oft fürchterlich wirkenden Mineral-Bades, dessen Kraft die stärsten Naturen nieder wirft, Rettung für sein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reisen! —

Der Zauber der Musik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde sogleich nach Mecklenburg gehen zu seinem alten Oheim, indessen fühlte er noch, als das Mineralwasser seine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Residenz und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reise gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, so konnte er schon mit mehrerer Festigkeit auftreten und den hämischen Lachern dreist ins Gesicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reise nach Griechenland, die er hatte unternehmen wollen, allerliebst und sogar tiefsinnig und gelehrt zu sprechen wußte, so konnt' es gar nicht fehlen, daß er seine ganze Liebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederschlug und der Abgott mehrerer Fräuleins wurde, wie er es sonst gewesen. —

Eines Tages, als schon die Sonne zu sinken begann, war

er im Begriff hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariser Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar ins Auge fiel, das ihn festwurzelte an den Boden. — Ein sehr kleiner verwachsener krummbeinigter alter Mann, auf groteske Weise altmodisch gekleidet, mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust, ein sehr hohes spanisches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verschleierte Dame von edlem Wuchs und majestätischer Haltung. Das Seltsamste war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut sich hervorschlängelte bis auf die Erde. Zwei muntre Gassenbüblein von der angenehmen Race, die im Thiergarten Glimmstengel avec du feu auszubieten pflegt, mühten sich dem Alten auf den Zopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entschlüpfte er ihren Fußtritten. Der Alte schien nichts davon zu bemerken. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnißvolle Ahnungen stiegen in ihm auf, aber niedersinken hätte er mögen in den schnöden Staub des Pariser Platzes, als die Dame sich nach ihm umschaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finstre Wolken zuckt, durch den dichten Schleier der zündende Blick der schönsten schwarzen Augen traf. —

Endlich faßte sich der Baron und begriff schnell, daß der Muthwille der Gassenbuben ihm sogleich die Bekanntschaft des Alten und der Dame verschaffen könne. Mit vielem Geräusch verjagte er die Jungen, näherte sich dann dem Alten und sprach, den Hut höflich abziehend: Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Bestien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren schönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußtritte.

Der Alte sah dem Baron, ohne im mindesten seine Höflichkeit zu erwiedern, starr ins Gesicht und schlug dann eine schal-

lende Lache auf, worin die Gassenbuben nebst dem Succurs, den sie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einstimmten, so daß der Baron ganz beschämt da stand und nicht recht wußte, was er nun beginnen sollte.

Indessen schritt das Abentheuer langsam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münze unter die Eleven der Pflanzschule für Spandau und folgte dann dem Paar, das zu seiner großen Freude einkehrte in den Conditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame schon Platz genommen in dem heimlichen mit Weinlaub dekorirten Spiegelkabinett. Der Baron setzte sich in das anstoßende Zimmer und zwar so, daß er das Paar in dem Spiegel genau erblicken konnte.

Der Alte sah sehr mürrisch vor sich nieder, die Dame sprach ihm heftig, jedoch so leise ins Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was sie bestellt, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten ans Hinterhaupt und der Baron gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Haarzopf abschraubte, den sie dann öffnete wie ein Etui, und Serviette, Messer, Löffel herausnahm. Die Serviette band sie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit sie sich nicht beschmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit seinen kohlschwarzen Augen die Dame sehr freundlich an und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt schlug endlich die Dame den Schleier zurück und in der That, man durfte weniger reizbar seyn als der Baron, um doch wie dieser ganz hingerissen zu werden von der ausnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den ersten Turandotsblick ertragen, behaupten, es fehle dem Gesicht, der ganzen Gestaltung der

Fremden jene Anmuth, die alle strenge Regel der Form verspottend unwiderstehlich siegt, und ein anderer vielleicht vorgeben können, daß der seltsame Isis-Schnitt der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wolle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erscheinung gelten! — Der Baron quälte sich damit, wie er es anfangen solle, sich auf schickliche Weise mit dem fremden Paare in Rapport zu setzen. — Wie, dacht' er endlich, wenn du den Zauber der Musik ausströmen ließest, um das Gefühl der Schönsten aufzuregen! — Gedacht, gethan, er setzte sich an das schöne Kistingsche Instrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchsischen Conditorladens steht, und begann auf eine Weise zu fantasiren, die wenigstens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, sublim vorkam. — Gerade bei einem säuselnden Pianissimo rauschte es im Kabinett, er blickte ein wenig seitwärts und gewahrte, daß die Dame aufgestanden. Dagegen lag oder sprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo sie gesessen, der Haarzopf des Alten, bis dieser ihn mit der flachen Hand niederklatschte und laut rief: Kusch — kusch, Fripon! — Etwas erschrocken über die seltsame Natur des Zopf-Fripons fiel der Baron sogleich in ein Fortissimo und ging dann über in schmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von süßer Töne Gewalt, sich leisen Trittes ihm nahte und hinter seinen Stuhl trat. — Alles was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italienischen Maestros, von allen inis — anis — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte schließen im rauschenden Entzücken, da hörte er dicht hinter sich tief aufseufzen. — Nun ist es Zeit, dacht' er, sprang auf und — blickte dem Rittmeister von B. ins Auge, der sich indessen hinter seinen Stuhl gestellt und nun versicherte,

daß der Baron sehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäste zu verscheuchen durch sein entsetzliches Lamentiren und Wirthschaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken lassen und sey endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen possierlichen Mann, schnell entflohen. —

Was? — entflohen! — rief der Baron ganz bestürzt, entflohen aufs neue? Der Rittmeister erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzusehen, welches interessante Abentheuer unterbrochen. — „Sie ist es — Sie ist es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!" So schrie der Baron, da der Rittmeister als etwas absonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftasche an einer goldnen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens gestanden, hatte gesehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinstieg und dann wegfuhr mit Blitzesschnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schlosse zu. —

„Ihr nach — ihr nach!" rief der Baron; — „nimm mein Pferd!" der Rittmeister.

Der Baron schwang sich auf und setzte dem muthigen Roß die Hacken in die Ribben, das aber bäumte sich und brauste dann, freie Kraft und freien Willen übend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendessen einzunehmen. Man hatte ihn kommen sehen und rühmte allgemein den scharfen und muthigen Ritt um so mehr, da man gar nicht gewußt, daß der

Baron sicher und gewandt genug reite, um es mit einer solchen scheuen wilden Bestie aufzunehmen, als des Rittmeisters Pferd es sey. —

Dem Baron war im Innern zu Muthe, als müsse er sein Daseyn verfluchen. —

Der griechische Heerführer. Das Räthsel.

Vielen Trost gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenstand seines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin sich befinde und daß jeden Augenblick ein günstiger Zufall ihm das seltsame Paar wieder zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unablässig vom frühen Morgen bis in den späten Abend die Linden durchstrich, so ließ sich doch keine Spur sehen, weder von dem Alten, noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen schien es daher, sich auf das Fremden-Büreau zu begeben und dort nachzuforschen, wo das seltsame Paar, das am vier und zwanzigsten Julius in der Nacht einpassirt, hingekommen.

Dies that der Baron und entwarf zugleich dem Beamten ein sehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechischen Dame. Der Beamte meinte indessen: da von den einpassirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, so könne ihm jene Schilderung wenig helfen, nachsehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechischen Kaufmann Prosoearchi von Smyrna fand sich indessen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräthe, Justizaktuarien u. s. w. aus der Provinz waren am

vier und fünf und zwanzigsten Julius durch die Thore von Berlin hineingefahren. Besagter Kaufmann Prosocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, schon deshalb konnte es nicht der kleine Alte seyn, zum Ueberfluß begab sich aber der Baron zu ihm hin und fand einen schönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du serail und auch Balsam von Mekka, der das verstauchte Bein des Magus kurirt, abkaufte. Prosocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechischen Fürstin wisse, die sich in Berlin aufhalte, daß dies wohl nicht der Fall seyn werde, da er sonst schon gewiß einen Besuch von ihr erhalten. Uebrigens aber sey es gewiß, daß sich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürstlichen Familie mit seiner Tochter in Deutschland umhertreibe, den er indessen niemals gesehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günstig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftasche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden.

„Es ist, sprach der Baron, als er auf der Bank saß bei der Statue des Apollo, zu sich selbst, es ist gewiß, daß sie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus diesen Platz öfters besucht, aber wie ist es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn sie zugegen? — Nimmer — nimmer sollt' ich diesen Ort verlassen, ewig hier weilen, bis ich sie gefunden!

Aus diesem Gedanken entstand der Entschluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baume mit der Inschrift, eine Einsiedelei anzulegen und fern von dem Geräusch

der Welt in wilder Einöde ganz dem Schmerz der sehnsuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weise er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachsuchen müsse zum beschlossenen Bau und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falschen Bart tragen solle, den er dann, wenn er sie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während diesen Betrachtungen war es aber ziemlich finster geworden und der rauhe Herbstwind, der durch die Bäume strich, mahnte den Baron, daß es, da die Einsiedelei noch nicht stehe, gerathen seyn würde, anderswo Dach und Fach zu suchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verschleierten Dame vor sich herschreiten sah. Beinahe besinnungslos stürzte er dem Paar nach und rief ganz außer sich: O mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftasche! — „Wo ist sie, die Brieftasche — haben Sie sie gefunden? — Gott sey gedankt!" — So rief der Kleine, indem er sich umwandte. Und dann: „Ha, sind Sie es, bester Baron? — Nun, das ist ein wahres Glück, ich gab mein Geld schon verloren."

Niemand anders aber war der Kleine, als der Banquier Nathanael Simson, der mit seiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach seiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über seinen Irrthum, und das um so mehr, als er sonst der ganz hübschen, aber ein wenig alternden Amalia (so hieß des Banquiers Tochter) sehr stark den Hof gemacht, sie aber dann verlassen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reise nach Griechenland gesprochen, und eben deshalb der Baron sie vermieden, wie er nur konnte.

„Sieht man Sie endlich wieder, lieber Baron!“ So begann Amalia, doch Simson ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fragte unaufhörlich nach der Brieftasche. Es fand sich, daß er vor einigen Tagen, was ihm sonst nie geschehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftasche, worin ein Funfzigthaler-Tresorschein befindlich, verloren und diese, glaubt' er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverständniß und wünschte sich hundert Meilen fort. Indem er aber sich loszumachen strebte, hing Amalia ohne Umstände ihren Arm in den seinen und meinte, daß man einen werthen Freund, den man so lange nicht gesehen, festhalten müsse. — Der Baron fand keine Entschuldigung, er mußte sich bequemen, mit der Familie Thee zu trinken. Amalia hatte sich in den Kopf gesetzt, den Baron aufs neue an sich zu fesseln. Sie forderte ihn auf, so viel von dem Abentheuer, das er in Griechenland zu bestehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimnisse zu verrathen, in die sie nicht eindringen wolle, und da sie alles, was der Baron vorbrachte, himmlisch, göttlich, sublim fand, so ging diesem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlassen, alles herauszusagen, wie es sich in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigsten Julius, so wie im Fuchsischen Laden begeben. Amalia bezwang sehr geschickt das Lachen, zu dem sich ein paarmal die Mundwinkel verzogen, beschwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit sie im neugriechischen Costüm zu besuchen, da er darin ganz allerliebst aussehen müsse, und schien zuletzt plötzlich in einen halbträumerischen Zustand zu versinken. „Es ist vorüber!“ sprach sie dann. Natürlicher Weise fragte der Baron, was denn vorüber sey, und nun vertraute Amalia, daß sie so eben von dem Andenken an einen äußerst merkwürdi-

gen Traum ergriffen worden, den sie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt bestimmt beifalle, in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigsten Julius geträumet. — Da sie in Friedrich Richters Werken wohlbelesen, so gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improvisiren, der fantastisch genug klang und dessen Tendenz in nichts geringerem bestand, als des Barons Erscheinung in neugriechischer Tracht, wie alle ihre innerste Liebe entzündend, darzustellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einsiedelei, die blaue Brieftasche vergessen! —

Aber nicht anders geht es in der Welt, das was man eifrig verfolgt, erreicht man am letzten, das was man nicht zu erreichen strebt, kommt von selbst herbei. Der Zufall ist ein neckischer und neckender Spuk-Geist! —

Genug, der Baron hatte beschlossen, hauptsächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlassen und fand es daher nöthig, die Sonne mit einer bequemern Wohnung zu vertauschen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thüre des schönen großen Hauses in der Friedrichsstraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inschrift ins Auge: Hier sind meublirte Zimmer zu vermiethen!

Der Baron stieg ohne weiteres die Treppe herauf. Vergebens sucht' er eine Klingelschnur und mochte er an diese, jene Thüre im Vorsaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mäuschenstill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein seltsames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen schien, auf und befand sich in einem mit auserlesenem Geschmack und großer *Pracht ausstaffirten* Zimmer. Vorzüglich merkwürdig schien

ihm das große Bett mit reicher seidener Drapperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte stand.

Lagos pipérin étrive, kakon tys kefalis tu!*)

So rief es dem Baron mit schnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend jemanden gewahrte. Er schaute um sich und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertisch lag die verhängnißvolle Brieftasche! Er sprang hinzu, wollte sich des ihm geraubten Kleinods bemächtigen, da schrie es ihm in die Ohren:

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie.**)

Entsetzt prallte er zurück! — Aber in dem Augenblick vernahm er leise Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie ist es! — Sie ist es!" so dachte er und das Blut stockte ihm in den Adern vor Wonne und süßer Ahnung. — Er näherte sich bebend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Muth — Muth," flüsterte er sich zu, faßte die Gardine, zog sie zurück. — Da fuhr aus den Kissen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb sah der Kleine so höchst possierlich aus, daß jeder andere, der weniger gespannt auf ein Liebesabentheuer, wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit seinen großen schwarzen Augen, und begann endlich mit leiser wimmernder Stimme: Sind

---

*) Da der Baron nicht neugriechisch verstand, so wußte er nicht, daß diese Worte heißen: Der Hahn stieß den Pfeffer zum Verderben seines Haupts.

**) Der Teufel hatte keine Ziegen und verkaufte dennoch Käse.

Sie es, Hochgeborner? — Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böses im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariser Platz, als Sie meinen muntren Jungen von Haarzopf in Schutz nehmen wollten? Starren Sie mich nicht so entsetzlich an — ich muß mich sonst fürchten. —

Der Baron schien nichts von dem, was der Alte sprach, zu vernehmen, denn ohne den stieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor sich hin: König von Candia — König von Candia! — Da lächelte der Alte sehr anmuthig, setzte sich auf die Kissen und begann: Ey, ey, bester Baron Theodor von S., sollten Sie auch von dem seltsamen Wahnsinn befangen seyn, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht kennen? — Sollten Sie denn nicht wissen, daß ich niemand anders bin als der Kanzley-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg?

Schnüspelpold? wiederholte der Baron. — Ja, so heiße ich, fuhr der Kleine fort, aber Kanzley-Assistent in officio schon seit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht zu reisen hat mich um Amt und Brod gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn seelig, er war ein Knopfmacher in Brandenburg — war auch solch ein Reisenarr und sprach so viel von der Türkei, wo er einmal gewesen, daß ich nicht länger ruhig sitzen konnte. Vielmehr stand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, setzte mich dort in einen Elbkahn und fuhr nach der Ottomanischen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkei, quetschte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner, hier an den wächsernen Fingern sehen können, die mir die abgequetschten er-

setzen sollten. Da dieses schnöde Wachs aber immer wegschmolz beim Schreiben —

Lassen Sie, unterbrach der Baron den Alten, lassen Sie das und sagen Sie mir lieber alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchsischen Laden.

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Fund der Brieftasche, der Reise nach Griechenland, dem Traum in der Sonne, und schloß damit, den Alten zu beschwören, seiner Liebe nicht entgegen zu seyn, da seiner seltsamen Ausreden unerachtet und wenn er auch nichts höheres vorstellen wolle, als den Kanzley-Assistenten Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schicksal gebiete. „Ey, sprach Schnüspelpold vor Freude schmunzelnd, ey, das ist ja mir über alle Maaßen lieb, daß Sie vermöge der blauen Brieftasche in Liebe gekommen zu der griechischen Fürstin, deren Vormund ich zu seyn die lästige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkohren, weil sie keinen Menschen finden konnte, der gewisse geheime magische Eigenschaften — nun, nun, Schnüspelpoldchen, schwatze nicht aus der Schule! — still, still, mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß Sie bei meinem Mündel reüssiren werden! — So viel kann ich Ihnen sagen, daß sie einen jungen Prinzen, Namens Theodoros Capitanaki sucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftasche, sind Sie denn nun auch derselbe nicht“ — Was, unterbrach der Baron den Alten, was? ich sollte die Brieftasche nicht gefunden haben? „Nein, erwiederte der Alte fest und stark, Sie haben die Brieftasche nicht gefunden und sind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen.“ — Vergebens hängst du dich mir an die

Füße, grober bleischwerer König, rief der Baron, aber die gellende Stimme schrie:

Allu ta kas karismata, kai allu genun y kotés.*)

Still, still, kleiner Schreihals, sprach der Alte sanft, und der graue Papagey hüpfte auf die oberste Sprosse seines Gestells. Dann wandte der Alte sich zum Baron und sprach eben so sanft: „Sie heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime Beziehungen noch statt finden und Sie zu dem rechten Theodoros Capitanaki machen können. — Eigentlich kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürstlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübsche Connektionen im Departement der auswärtigen Affairen. Können Sie es durch diese dahin bringen, daß der Großsultan die griechischen Inseln für einen Freistaat erklärt, so ist Ihr Glück gemacht! — Aber — was erblicke ich" —

Mit diesem Ausruf sank der Alte tief in die Kissen zurück und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten und schaute im Spiegel die Gestalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie stand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte sich aber in den Fußteppich und fiel der Länge nach hin. Der Papagey lachte sehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeschritten, dicht neben dem Baron stand, suchte er, wie ein geschickter Tänzer, seinem Fall den Anschein des Niederstürzens auf die Knie zu geben. „Endlich, o süßer Abgott meiner Seele," so begann er auf italienisch, doch die Griechin sprach

*) Die Henne gackert an einer Stelle und legt an der andern ihr Ey.

mit leiser Stimme: Still, wecke den Alten nicht, indem du mir wiederholst, was ich längst weiß — stehe auf! — Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob sich ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht.

Ich weiß alles, wiederholte die Griechin, indem sie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, mag auch mein Magus behaupten, was er will, du fandest die Brieftasche — du bist aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, und bist du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich nacheilte, so kannst du doch Herr meines Lebens werden, wenn du willst! —

Der Baron erschöpfte sich in Betheurungen. Die Griechin, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, schien nicht darauf zu achten, endlich fragte sie den Baron leise ins Ohr: hast du Muth? Der Baron betheuerte, daß er Muth besitze wie ein Löwe.

Könntest du wohl, fuhr die Griechin fort, dem alten Ungethüm dort im Bette, während er fest schläft, mit diesem Messerchen —

Der Baron, das bekannte chirurgische Messerchen aus der Brieftasche in der Hand der Griechin gewahrend, schauerte entsetzt zurück —

— mit diesem Messerchen, sprach die Griechin weiter, den Zopf in der Mitte durchschneiden? — doch es ist nicht nöthig, der Papagey bewacht ihn, und wir können ruhig sprechen. — Also aus fürstlichem Stamm? — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, seiner Mutter, genug alles das, was der geneigte Leser aus dem Gespräch des Barons mit seinem Oheim bereits erfahren.

Die schönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude

Wasserfluth, und alle Ihre wässerigten Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich seyn wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, gutmüthiger friedliebender Kanzlei-Assistent, dem schnöde Teufelskünste fremd sind, aber Sie wissen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn gerathen, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenbüchern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Streichen.

Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens hinlänglich ersehen haben, wie gut, so wie viel besser ich Sie kenne als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht seyn, darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Jota erfahren Sie davon, und diese kleine Kränkung sey die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! sonst gebührt, zeichne ich mich als

Berlin den 25. May 1821. Ihren ganz ergebensten

Irenäus Schnüspelpold,
vormals Kanzlei-Assistent zu Brandenburg.

N. S. Apropos — Sie wissen vermuthlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten und geschmackvollsten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Addresse.

Sr. Wohlgeb. Herrn rc. E. T. A. Hoffmann,
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt der, an den dieses Schreiben gerichtet und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenannten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Thiergarten versammelt, und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde, als er seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift lesend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verschlang die ersten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit seltsam verschnörkelten Buchstaben geschriebenen Briefes gewahrte und zugleich sich überzeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden dürfte, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit ungelesen in die Tasche zu stecken. War es nun böses Gewissen oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerstreuung, kein Gespräch hielt er fest, er lächelte gedankenlos, wenn der Professor B. die leuchtendsten Witzworte hinausschleuderte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miserabler Kumpan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, stürzte sich Hff. in die Einsamkeit einer entfernten Laube und

versprochenen Bericht, in so fern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnsinnigen Prinzessin, nebst ihrem geckenhaften Vormunde, zu erfahren. Ich für mein Theil möchte Ihnen dazu alles Mögliche suppeditiren, der Junge (mein Neffe nehmlich) will indessen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines Neffen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und mir darüber geschrieben hat, sind alles, was ich zu Ihrem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — kehren Sie sich an nichts, sondern schreiben Sie — schreiben Sie! — Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821. Achatius v. G."

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

Ein verrätherischer Freund, der gar zu gern mein Mentor seyn möchte, hat Ihnen die Abentheuer mitgetheilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte, und Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Fragment aus dem Leben eines Fantasten genannt. — Wären Sie mehr als ein ordinairer Schriftsteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, so würden Sie Männer, deren ganzes Seyn nichts ist als hohe Poesie, von Fantasten zu unterscheiden wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich würde Sie darüber, so wie über manches andere, das Sie dem Publikum auftutischen für gut fanden, sehr ernst be-

fragen, wenn gewisse geheimnißvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sey daher, was Sie gethan; sollten Sie aber keck genug seyn, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genöthigt seyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, in so fern mich nehmlich nicht die weite Reise, die ich Morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821. Theodor Baron von S."

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, sobald er Schnüspelpolds und seiner schönen Pflegebefohlnen Bekanntschaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichsstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was sich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold wohne, erwiederte das Hausmädchen, das die Thüre geöffnet: Allerdings! und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!" rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch so wie er eintrat in das Zimmer, stockten alle seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Ansehen bekannte Schnüspelpold, sondern ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend,

von Gesicht, Stellung — nun! — sein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre? — Pff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen und stammelte mühsam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen? —

Allerdings, erwiederte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte und in den Winkel stellte, allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie sind — Er nannte Pff—s Namen und Charakter ausführlich. — Gott, sprach Pff., von Fieberfrost durchschüttelt, Gott im Himmel, bis zu diesem Augenblick habe ich mich stets für den gehalten, den Sie so eben zu nennen beliebten, und ich vermuthe auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtseyn der Existenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind und kein anderer? Nicht etwa — Ha, rief der Doppeltgänger, ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in so fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit und Sie so lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein werthester Herr — wirklich an den von der animalischen Gestaltung in der Körperwelt unabhängigen Consensus der psychischen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebral-Systems?

Pff. stutzte sehr bei dieser Frage, deren Sinn er nicht zu

fassen im Stande, und erwiederte sie dann, von purer innerer Angst getrieben, mit einem herzhaften: Ja!

O, rief der Doppeltgänger voller Freude, o mein Herr, — so sind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtnisses einer sehr theuern Person, das ich Ihnen nun sogleich aushändigen werde. — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß, in dem jedoch das Schlüsselchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte sein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftasche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand und wollte sich höflichst bedanken, doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der scharfe leuchtende Blick seines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Fassung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein starkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es selbst, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauses Nr. 97. Da besann er sich erst ganz und sprach begeistert: O welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich physisch und psychisch etwas wackeligt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M., der mir, wie er schon so oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was sich so eben ein paar Häuser vorwärts oder rückwärts schauerliches und schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuschreiben, das den Schreck nebst allen bösen Folgen tödte. Der Doktor M., sonst gegen Patienten ein ernster Mann, lachte aber dem bestürzten Hff. geradezu ins

Gesicht und meinte, bei einem solchen Krankheits-Anfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sey keine andere Arznei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumender, in Flaschen hermetisch verschlossener Trank, aus dem sich ganz andere schmucke Geister entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolds und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erklecklich essen. Damit nahm der Doktor seinen Freund Hff. beim Arm und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die so eben von der Whistpartie aufgestanden, versammelt waren und sich alsbald mit dem Doktor und seinem Freunde an den wohlservirten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch, als der offizinelle Trank, der dem Krankheitszustande Hff—s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Muth zu machen. Der schlürfte aber so, ohne den mindesten Ekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Trank schmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle Uebrigen sich höchlich darüber verwunderten und einstimmig dem Hff., der sichtlich muntrer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschreiben, die des Doktors wohlschmeckende Medizin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Busentasche des Fracks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er gedachte viel geschickter zu verfahren,

der Baron Theodor von S., und wohl hinter die Geheim-
ſe des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieſer Inhalt
n ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S.
e Brieftaſche auf einer Bank im Thiergarten unfern der
Statue Apollo's fand. Kein chirurgiſches Meſſerchen, kein ſtroh-
gelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Fläſchchen Roſenöl,
nein, nur ganz kleine, ſehr dünne, mit feiner Schrift beſchrie-
bene Blättchen, und ſonſt nichts anders enthielt die Brieftaſche,
die Hff. mit der höchſten Sorglichkeit durchſuchte.

Auf dem erſten Blättchen ſtanden italieniſche von zierlicher weiblicher Hand geſchriebene Verſe, die im Deutſchen ungefähr lauteten, wie folgt:

Magiſche Bande ſchlingen ſich durch's Leben,
Was loſe ſcheint, verworren, feſt zu halten;
Sie zu zerreißen iſt des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
Entſtrahlt's der Dichtung hellem Zauberſpiegel,
In Farb' und Form muß Alles ſich geſtalten.
Nicht ſcheut der Magus ein hermetiſch Siegel,
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen,
Ihm ſpringen auf der Geiſterpforte Riegel.
Biſt du der Magus, der mich durfte ſchauen?
Schwang mir dein Geiſt ſich nach durch Himmelsräume?
Wollt'ſt du in heißer Sehnſucht mich erfaſſen?
Du biſt's! — feſt bannten mich dir ſüße Träume,
Erkannt haſt du mein Lieben, du mein Haſſen,
Nah' war ich dir, auf ging ich deinen Blicken.
Der Bann beſteht, du kannſt von mir nicht laſſen,
Dein iſt mein Schmerz, dein Eigen mein Entzücken,
Du wirſt dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl dich zu berücken?
Fühlt ſich dein Geiſt von ſchwarzer Kunſt gebunden?
Hat jemals falſches Spielwerk dich betrogen?
Nein! was der Geiſt im Innern hat empfangen,
Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen,
Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.

Weit fort von dir in heimathliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen,
Ein theures Pfand (selbst hast du es beschrieben)
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen,
Als selbst du war'st mein Sehnen, warst mein Lieben!
Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirst du finden,
Doch darf die Fantasie nicht Farbe schonen.
Was du erschaut, du magst es keck verkünden!

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch und es wollte ihn bedünken, daß sie von niemanden anders als von Schnüspelpolds pflegebefohlner Griechin verfaßt und an niemanden anders gerichtet seyn könnten, als an ihn selbst. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie fein in reiner klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verschlungenen dunklen Versen, so würde alles klar und verständlicher geworden seyn, und ich wüßte genau, woran ich wäre, aber nun — So wie es aber geschieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plausibler wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, daß er selbst in den artigen Versen gemeint und das Ganze für nichts anders zu nehmen sey als das poetische Billett, mittelst dessen ihm das himmelblaue Kleinod übersendet worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr stand, als er das Fragment aus dem Leben eines Fantasten aufschrieb, Kunde erhalten, sey es mittelbar, oder auf mystische Weise unmittelbar durch eigne Anregung, oder vielmehr durch den psychischen Consensus, von dem der Doppeltgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse *gedeutet werden*, als daß die Unbekannte jenen geistigen Ver-

lehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Prinzip die himmelblaue Brieftasche nebst Inhalt dienen solle.

Erröthend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von jeher in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang gerathen, verliebter gewesen als recht und billig; ja, daß dieses unbillige Verliebtseyn immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittelst der besten Worte, der elegantesten Construktionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Complexion angegriffen, und die eigentliche Seladons-Natur, die er dann annimmt, entschädigt ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt und dann mit behaglicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als selbst du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: O all' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt! — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Traum in seinem eignen Innern entzündet und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus fernerem

Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbst in zweideutige Confusion gerathen könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maaße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuförderst an Schnüspelpold:

Mein verehrter Herr Kanzlei-Assistent!

Unerachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeschlachter Grobian zu seyn belieben, so will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der solche schnöde Kunst treibt wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig ist, niemanden beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. — Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, so wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff stehe, wahr seyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unerachtet folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen und zu der mir das hohe herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbeißen oder die großen Augen auskratzen, als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, doch keck genug seyn, sich auf meinem Schreibtisch sehen zu lassen oder gar ins Tintenfaß zu springen, so seyn Sie überzeugt, daß

Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, fürchtet man ganz und gar nicht und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung ꝛc.

An den Baron Achatius von F.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgetheilten, Ihren Herrn Neffen, den H. Baron Theodor von S. betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeb. davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung ꝛc.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltsam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein paarmal durchlesen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nehmlich Ihre ferneren Begebenheiten, in so fern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem der Ungeschick des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelblauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch

der Fall seyn, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als alles gilt, so wie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Sprach Pff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band ꝛc. und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben so wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respekt einflößen für den Besitzer magischen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe in fröhlichem Muthe weggesendet waren, nach der Friedrichstraße und nach der Post, machte sich Pff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Theil ziemlich unleserlichen Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen und brachte beides, Blättlein und Notizen, so viel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein stehen einige italienische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, die die erst erwähnten Verse aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnüspelpolds Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des Fragments erzählt wurde; billig geht also dieses Blättlein voran dem Reihen der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariton, meine geliebte Chariton, welch ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Arglist stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er ist ein Verräther, ein Bösewicht, nicht der, dem die Prophezeihung der guten Mutter galt, nicht der, für den er sich geschickt auszugeben und uns alle zu täuschen wußte. Dank der weisen Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talisman kennen lehrte, dessen Besitz mir die Gunst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talisman mir nicht Gewalt gäbe über den Kleinen und oft zum Schilde diente, an dem alle seine heimtückisch geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! — Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Aechzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen schien. Dazwischen lärmte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte Besonderes vorgehen, wiewohl

mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thüre — o Chariton! — Er selbst — Theodor stand mir vor Augen — Mein Magus hüllte sich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeschickte Weise hinstürzte und dann sich gar possierlich gebehrdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sey er, wenn auch nicht Theodoros Capitanaki selbst, so doch der aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossene, der bestimmt, mich zu befreien und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen, da schien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er sich und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuscht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit, seine Bestimmung zu erfüllen, daß kein Opfer gescheut werden müsse. Da — o all' ihr Heiligen! da wurden des Jünglings Wangen immer blässer und blässer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer! — Sein Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr und mehr zusammen! — Mir war's, als würfe er keinen Schatten mehr! — Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämonische Täuschung, ich zog mein Messer, aber mit Blitzesschnelle war der Wechselbalg verschwunden! — Apokatastos schnatterte, pfiff und lachte hämisch, der Magus sprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre, indem er unaufhörlich schrie: Braut — Braut! aber ich faßte ihn, schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder und bat in den kläglichsten *Jammertönen* um Schonung. Gregoros Selesteh, rief Apo-

katastros, du bist verlesen, du verdienst kein Erbarmen! — „Ach Gott! schrie der Magus; was Selesfeh, ich bin ja nur der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg!“ — Bei diesen furchtbaren Zaubernamen — Kanzlei-Assistent — Schnüspelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämonischen Alten! Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, klage mit mir, o meine geliebte Chariton! — Nur zu klar ist es mir, daß das Trugbild, was der Magus mir unterschieben wollte, sich schon früher als schwarzer Hasenfuß im Thiergarten zeigte, daß ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche in die Hände spielte, daß — Ihr ewigen Mächte, soll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn? — Bringe ich mir die ganze Gestalt des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes darin. — Mein Magus ist erfahren in aller cabbalistischer Wissenschaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geschnitzter Teraphim ist vielleicht dieser angebliche Theodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich verlockt hatte hieher, unter dem Versprechen mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Teraphim, den ich zur Nachtzeit höchst erbärmlich auf dem Sopha liegend im Wirthshause fand, gerade aller ihm künstlich hinein operirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte augenblicklich den schwarzen Hasenfuß und zwang ihn, mir selbst, wie es die Constellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß sich alles aufklären. —

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achatius von F. noch manches hinzuzufügen.

Wo bleibt, fragte Frau von S., die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees, wo bleibt unser lieber Baron? Es ist ein herrlicher Jüngling, voller Verstand, hinreißender Bildung und dabei von einer Fantasie und einem seltnen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel.

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leises Ah! flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Wesen. Fürs erste fiel allgemein die Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Gränzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nehmlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft, die Brustnadel saß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, so wie die Lorgnette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing; was aber durchaus unverzeihlich schien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem ästhetischen Prinzip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, aufgekämmt. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verstöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerksam, und half alles besser ordnen, indem er selbst mittelst eines Taschenkammes sinnreich und geschickt den Dienst des Haarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die

Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Gesellschaft war erheitert. —

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerschmettern solle, aber ganz gleichgültig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron berathen, denn eben so gleichgültig, stumm und starr setzte er sich hin und gab auf alle Fragen der thee- und wortreichen Wirthin verkehrte lakonische Antworten. Man schüttelte unmuthig den Kopf, nur sechs Fräuleins sahen verschämt erröthend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sey in sie verliebt und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Hatten selbige Fräuleins wohl den Shakespeare und zwar: Wie es Euch gefällt, gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet — es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anschauten. O sagen Sie, sprach die Wirthin, o sagen Sie, bester Baron, gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Fantasie aufgeregt, Ihre Brust ist zerrissen, Ihr ganzes Inneres verstört? — Was ist es, sprechen Sie! O es wird gewiß etwas höchst Interessantes seyn? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich gebehrden könne. Er hob daher die Augen

gen Himmel, legte die Hand auf die Brust und sprach mit bewegter Stimme: O Gnädige! lassen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennet, sondern nur den todbringenden Schmerz! — Alle mußten erbeben vor diesen sublimen Worten, nur der Professor L. lächelte sarkastisch und — Doch sey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors eigene Worte einzuschalten über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel statt findet. Der bunte Flor schön geputzter artiger Fräuleins und schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit der physischen Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

1) Thee, die hübschen artigen Frauen und Fräuleins als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.
2) Laues Wasser (es kocht selten recht), die schwalbgeschweiften Jünglinge.
3) Zucker, die Dichter }
4) Rum, die Gelehrten } wie sie nehmlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Avisen sprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenster hinausgestürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: Wissen Sie schon? anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich einen Zigaro zu rauchen. —

Also der Professor L. lächelte sarkastisch und meinte, daß

der Baron heute vorzüglich frisch aussähe troß des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts angenehmeres geschehen könne, als auf einen mit historischer Kenntniß so reich ausgestatteten Mann zu treffen, als der Herr Professor es sey.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Asien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Constantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das, wie der Krieg überhaupt, schwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dies daher dem alten Hugo Grotius in seinem Taschenbüchelchen: de jure belli et pacis betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowohl von dem was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sey jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuester Zeit nicht profitiren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben und sich großmüthig mit Ohrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschliche viehische Grausamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. Z. B. würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich statt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen solle, mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reich-

thum seiner historischen Kenntnisse im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiedenen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskan, der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und in Oel sieden übergehen, als plötzlich zu seiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen:

„O himmlisches süßes holdes Wesen! welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um dich ertragen sollte! Nein, du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße grausame Natur, warum hast du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib, so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Flohstich schmerzt! Warum, ach warum kann ich, ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am wenigsten das meinige!"

Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemanden, der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben und zur Mittheilung an Schnüspelpold bestimmt zu seyn scheinen. Die Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist folgendes daraus zu berichten. — Jener Abend bei der Frau von G. hatte, uner-

achtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloß ihn und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte sogar einigemal das Halstuch nachlässig zu knüpfen und im flachsfarbnen Oberrock zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am besten zu stehn schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das Alles allerliebst zum Entzücken. Jede, jeder haschte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahinter als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geständniß seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und sollte es auch ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer andern seyn, wenigstens einen Theil seines Herzens mit wegschenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anspruch nimmt und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen, junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um eben so interessant zu erscheinen als er. — Jede Mittheilung dessen, was sich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicher Weise unmöglich.

Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimniß in sich, das ihm selbst ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können, der Baron befand sich aber sehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch den Künsten der coquettirenden Amalia Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schlechte Verse zu drechseln, noch schlechtere Musik dazu zu machen und die miserablen Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Bankiers-Tochter vorzuplärren. Er wurde bewundert und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgesellschaft die eben bei dem Bankier Nathanael Simson statt gefunden, spät in der Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fracks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

> Unglückseliger, Verblendeter! Kannst du so leicht die vergessen, die dein Leben, dein Alles seyn sollte, mit der dich höhere Mächte verbanden zum höheren Seyn?

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönsten, er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen! — Ha, rief er begeistert aus, sie liebt mich, sie kann mich nicht lassen! Verschwinde, schnöder Trug! Geh zurück in dein Nichts, kecke Bankiers-Tochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der

hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu stürzen und Verzeihung zu erringen! —

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser seyn würde, schlafen zu gehen, der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: Verräther, was sprichst du von Schlaf, wenn ein ganzer Aetna von Liebesgluth im Innern aufgelodert? — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten unverständigen Redensarten noch einigemal den Zettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bette und verfiel bald in süßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens nachdem er sich auf das schönste und geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichsstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angst und Beklommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er und zögerte länger und länger vor der Thüre in schwerem Kampf mit sich selbst begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelten Muthes die Klingel stark anzog.

Man öffnete, leise schlich er die Treppe hinauf, lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine gellende schnatternde Stimme:

> Der Heerführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was du gebeutst. Will dich aber ein muthloser Schwächling täuschen, so stoße ihm dein Messer in die Brust.

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang eben

so schnell die Treppe hinab und lief, was er konnte, die Friedrichsstraße herab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenoffizier zuschauten, der sein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können schien. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehen. Aber fest, wie angeschmiedet, saß der Offizier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trabe davon.

Ein lautes freudiges: Ha, welch' ein Muth, welche Besonnenheit — o herrlich! das aus dem Fenster des ersten Stocks eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildschönes Mädchen, die ganz erröthet vor Angst, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

In der That, sprach der Baron zu dem Rittmeister von B., der sich indessen zu ihm gesellt hatte, das ist ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.

Nichts weniger als das, erwiederte der Rittmeister lächelnd, nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier produzirt. Sein schönes, kluges Pferd ist zugleich eines der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz und — auch wohl ein verstohlner Kuß nicht abgeschlagen wird. Der Baron erkundigte sich angelegentlichst, ob es wohl schwer sey, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz

passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnißvolle Verbindungen ihm es wünschenswerth machten, einer gewissen Dame eben so zu erscheinen, wie der Husarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer und eins seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verstehe, zur Ausführung des Planes an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz gefahrlose Weise als einen muthigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Muth frage, das übrige nebst den chimärischen Plänen, wegen Befreiung der miserablen Griechen, werde (so meinte er) dann wohl nach und nach in Vergessenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigsten sind, durch die Friedrichsstraße. — O Himmel! die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste, aber sey es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, genug — ehe er sich's versah, flog der Baron herab aufs Straßenpflaster, und ruhig blieb das Roß stehen, drehte seitwärts den Kopf und schaute den Gefallnen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht da lag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regiments-Chirurgus, der eben vorüberging, drängte sich aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, faßte seinen Puls, befühlte ihn am ganzen

Leibe und brach dann los: Alle tausend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenstreiche, Sie sind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das Allermindeste, setzen Sie sich doch nur wieder getrost auf! — Wüthend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd und ritt davon unter dem schallenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner muthiger Mann zu zeigen, selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nehmlich, schlug fehl durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schicklich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnigten Bartholomäus-Nacht so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu ziehen, als verspüre er irgend einen Geruch. Dann lispelte er kaum vernehmlich: O mir gieb diese schönen Blumen, du meine süße Liebe! und schlug die Augen auf. Gränzenlos schien sein Erstaunen, als er das

Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rock befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderischer Schriftsteller als verwachsen, krummbeinigt, grotesk in seinem ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. Um tausend Gottes Willen, rief der Baron ganz erschrocken, Herr Kanzlei-Assistent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieser Stunde?

Erlauben Sie, sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel befestigt und sich niedergelassen hatte auf den Lehnsessel, den er dicht ans Bette gerückt, erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte. Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Auffsehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.

Sprechen Sie, erwiederte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, sprechen Sie, bester Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichsten Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüspelpold! —

Ich weiß, fuhr Schnüspelpold fort, ich weiß, werthester Herr Baron, was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde —

O! o! o! seufzte der Baron und verbarg sich in die Kopfkissen.

Nun, nun, sprach Schnüspelpold weiter, ich will diese

mißtönende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im Allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, werthester Baron, von dem Augenblick an, als Sie mein Mündel geschaut und sich in sie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zu Stande zu bringen, scheitern mußten. Besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dies setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältnisse mehr sage, als es gewisser Constellationen halber eigentlich rathsam seyn dürfte. Vernehmen Sie also! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sey ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen exzentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem engegezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinausspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so, und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron — aber Sie schlafen! — Nein, nein, wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglückseligen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüspelpoldchen!

Erfahren Sie also, fuhr Schnüspelpold fort, daß ich, nachdem ich Kanzlei-Assistent geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher abgestumpfter Zeitgeist verwerfen, nur ein unwissender Thor für dummes abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieser Wissen-

schaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verstehen, und vor schnöder unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt zu sagen, daß ein Cabbalist unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzlei-Assistent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren! — Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspelpold, war ein ziemlicher Cabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbschaft mitnahm auf meine Reise, und der mir gute Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hosenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — Doch Sie hören mich nicht, Baron? — Allerdings, sprach der Baron noch immer in den Kissen, aber Ihr erzählt entsetzlich weitläuftig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nichts vorgebracht, was mich trösten könnte.

Das würde schon kommen, versicherte Schnüspelpold, und fuhr dann weiter fort:

Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo sich den Kundigen die Schachten tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich in der Gegend von Patras bei einem Hause vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem aus fürstlichem Stamm entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: Gregoros Selesseh, trete hinein, du kommst

zur rechten Stunde. Ich drehte mich um, erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt Sie, werthester Herr Baron, und andere künstlerische Leute an die Sibyllen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weise Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich nun, daß Aponomeria Hebammendienste verrichten sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürstin lag in Kindesnöthen, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdlein geboren. Gregoros Seleskeh, sprach Aponomeria feierlich, betrachte dieses Kind aufmerksam und berichte, was du erschaut. Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all' meine Gedanken auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenschimmer, in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert und dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone sichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeistert: Heil, Heil der edlen Fürstentochter! — Die Fürstin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüthe im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja, sprach sie dann, im Innersten bewegt, ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es gehört dir, aber die Palmen- und Lorbeerumwundene Krone empfängst du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregoros Selesfeh, Aponomeria! Meinen Gemahl — all' ihr Heiligen, vielleicht ist er schon nicht mehr! — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt Ihr die treuen Eltern dieses Kindes seyn. — Gregoros

Selesfeh, ich kenne deine Weisheit, die Mittel, die dir zu Gebote stehen, du wirst ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt, ihm wirst du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufflimmern, und von ihnen zum Leben entzündet das gebeugte Volk sich aufrichtet!" — Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren Beide gestorben, der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind worden. Wir gingen nach Cypern und fanden den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitzthum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallnen Schloß zu Baffa, ehemals Paphos. — Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron bestimmt durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entsetzlicher Todeskämpfe, mich selbst darin verflochten und in dem Augenblick des höchsten Glanzes der Fürstin arm, verlassen, elend, aller meiner Wissenschaft, meiner cabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn der Cabbala es vergönnt seyn könnte, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der in einander wirkenden Prinzipe und Einschaffung eines dritten, zur Lösung des Knotens. Dies letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflegetochter von mir abwenden und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forschte und forschte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Teraphim — Sie wissen, Herr Baron, daß die Cabbalisten damit ein künstliches Bildniß bezeichnen, das, in-

dem es geheime Kräfte der Geisterwelt weckt, durch scheinbares Leben täuscht. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand, so wie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum erstenmal, daß dem Fürstenkinde gewisse magische Kräfte inwohnen müssen, die meinem cabbalistischen Scharfblick entgangen. Mit einem Teraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden konnte, jene Entzweiung zu bewirken und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzschen, die die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypern sey, einen Sohn geboren —

Was? rief der Baron, indem er aus den Kissen herausfuhr und den Kanzlei-Assistenten anblickte mit blitzenden Augen, was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter! — so sollte es doch wahr seyn?

Sehn Sie wohl, sprach Schnüspelpold, indem er arglistig schmunzelte, sehn Sie wohl, werthgeschätztester Herr Baron, nun kommt das Interessante, nehmlich Ihre eigene werthe Person. Dann fuhr er fort: Also der Prophet Sifur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen sehr hübschen und angenehmen Mecklenburgischen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde un-

gemein geschickt zu dem wirklich lebendigen Teraphim taugen, mittelst dessen das Horoskop zu vernichten, und den Fürsten Theodoros Capitanaki sammt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben. Der Prophet schnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. sey, wiewohl in verjüngtem Maaßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein werthgeschätzter Herr Baron, zum erstenmal zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand, es giebt nichts täuschenderes. Derselbe holde schwärmerische Blick, der Ihre Augen beseelt — „Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet?" — so unterbrach der Baron den Kanzlei-Assistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

Allerdings, sprach Schnüspelpold weiter, allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen. —

Sind Sie des Teufels! schrie der Baron erzürnt.

Bitte sehr, fuhr Schnüspelpold fort, bitte sehr, ich meine blos jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, exzentrische Köpfe von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es klebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir Beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns Beiden ungemein albern vor; indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der cabbalistischen und astrologischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig

auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb und nannte es ihren schönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen und widersetzte sich der Reise nach Deutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte, in der geheimen Absicht, Sie, werthgeschätztester Herr Baron, aufzusuchen, und zu meinem und Ihrem Besten, koste es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückischer Weise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron! ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit gerieth sie aber ganz in meine Macht, ich wußte sie mir vom Halse zu schaffen. — Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum und auch in gewisser Art das meinige, verließ ich Cypern und ging nach Patras, wo ich von dem preußischen Consul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine cabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch eben so sehr ihr Sclave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine cabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop steigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hieher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen seyn, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte,

die die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die Brieftasche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf! Wären Sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeschätztester Herr Baron — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberechnetsten Bemühungen vereitelt werden mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshause in der Nacht trafen — Ihr Zustand — der schnarchende Italiener — Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Brieftasche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment — Schweigen Sie, unterbrach der Baron den Kanzlei-Assistenten mit kläglicher Stimme, schweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückseligen Nacht, ich war ermüdet von der Reise nach Patras, und da — Ich weiß alles, sprach der Kanzlei-Assistent. Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuß aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie sich leidend verhalten und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hieher der Papagey zu uns fand, mit dem Sie sich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie sich vor ihm, es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die

Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnißvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann. —

Damit löschte Schnüspelpold sämmtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor und flüsterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin fixiren und fest in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen blendenden Lilien-Arme aus, als wolle sie den Geliebten umfangen. Näher und näher schwebte sie, der Baron fühlte den süßen Hauch ihres Athems auf seinen Wangen! — O Entzücken — o Seeligkeit! rief der Baron ganz außer sich, ja holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin dein Fürst Theodoros und kein schnödes Trugbild aus Korkholz — Komm in meine Arme, süße Braut, ich lasse dich nimmer. Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber alles in dicke Finsterniß und Schnüspelpold rief zornig: Knoblauch in deine Augen, du verdammter Hasenfuß! — Deine Vorschnelligkeit hat schon wieder alles verdorben! —

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts anders, als ein Billett, das der Baron Theodor von S. an den Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deut-

[illegible] die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gesessen. Es lautet, wie folgt.

Mein Hochverehrtester Herr Kanzlei-Assistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen und sie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der so wie ich von feuriger schwärmerischer Natur ist, und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wohl nicht im Stande seyn kann, mit Besonnenheit zu handeln, zumal wenn Zauberei im Spiele, die ihn garstig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böser Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dies ist leider mein Fall; in den brillantsten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedenke als siegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und selbst die bornirtesten Fräuleins erheben sich über mich und rümpfen die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer imposant kühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben und werde das Kleid wählen, welches mir am tollsten, am bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer

verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all' mein Leben ist und meine Hoffnung! O Gott, was frägt ein Herz voll Liebe nach neumodischen Fracks und dergleichen — Ja! es giebt höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnißvollen Künste auf, machen Sie gut, was ich verdarb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie sehr! — Um Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen Ihr innigst ergebenster

Theodor Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheueren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, ist die cabbalistische Operation dennoch keineswegs mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. Der Papagey war noch in magischem regungslosem Schlaf erstarrt. Meine Mündel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Theodor Capitanaki im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Hasenfuß tüppisch dazwischen gefahren sey, und bat mich, ihn wo mög-

lich bei Gelegenheit niederzustoßen, wenn sie es nicht lieber selbst thun, oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufschneiden solle, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Dessen unerachtet, mein Hochverehrtester Herr Baron, können Sie sich so gut als verlobt ansehn mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs neue alles verderben, denn sonst ist der Zauber unwiederbringlich zerstört. Fürs erste, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber. Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung bestärkt, daß Sie blos ein Torkner — aus dem Thiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewissen träumerischen Zustande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsstunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf den Punkt zehn Uhr sich ins Bette legen und überhaupt ein stilles nüchternes abgeschiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder spätstens sechs Uhr stehen Sie auf und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie sich ohne Schaden etwas toll gebehrden und verliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eignen, laut deklamiren, in so fern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genossen) erlaube ich Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen west-

verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all' mein Leben ist und meine Hoffnung! O Gott, was frägt ein Herz voll Liebe nach neumodischen Fracks und dergleichen — Ja! es giebt höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnißvollen Künste auf, machen Sie gut, was ich verdarb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie sehr! — Um Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster

Theodor Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ung[illegible] heueren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben könne[illegible] ist die cabbalistische Operation dennoch keineswegs mißlunge[illegible] wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zau[illegible] zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. [illegible] Papagey war noch in magischem regungslosem Schlaf ersta[illegible] Meine Mündel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande [illegible] mein Werk war. Sie klagte mir jedoch [illegible] sie ihr Idol, den Fürsten Th[illegible] zücken der Liebe zu v[illegible] täppisch dazwischen[illegible]

als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran. Wie, Vetter, Sie werden mich doch zu Tische führen? So sprach sie mit naiver Lustigkeit und hing sich ohne weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paar gegenüber und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank rasch hinter einander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke, immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Cousine und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Backe, die kirschroth war und aufgeschwollen schien. Dann rannte er wie unsinnig zum Saal heraus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber über Theodors Entsetzen und plötzliche Flucht, als über die Ohrfeige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geisterspuck schienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Frösteln durchbebt fühlte.

Theodor hat sich eingeschlossen, er will durchaus niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalie Simson, eine Person, die mir in den Grund der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie ist in

Vorschriften befolgen und vorzüglich das Simsonsche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie sich in Acht vor dem Bankier, er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Christen-Seele aber doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

(Astariot sogleich zur Bestellung übergeben.)

Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbare Arme umschlingen mich, wie im Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Innres verzehrt wie aufgelodertes Feuer, aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittige hängen, und blickt mich oft an mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen besonders munter, ja zuweilen keck und übermüthig, und kaum vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Schranken zurückzuweisen. — Nein, dieses arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — *Und hier in* diesen Mauern, fern von der süßen Heimath. —

Ich weinte, ich klagte laut, Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß sie meine Quaal verstand, da schüttelte Apokatastos die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und sprach: Bald — bald — Geduld — der Kampf beginnt — Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein wunderbarstes Geheimniß enthält. An das Schloß dieses Schranks schlug Apokatastos so stark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat hinein und schien, als er das Beginnen des Papageys gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokatastos erhob ein solches durchdringendes entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals gehört habe, rauschte mit den Flügeln und flog endlich dem Magus geradezu ins Gesicht. Der Magus rettete sich, wie gewöhnlich, ins Bette und zog die Decke über. Apokatastos sprach: Noch nicht Zeit — aber bald Theodoros — Nein, ich bin nicht ganz verlassen, Apokatastos ist es, der mich beschützt — Maria, das arme Kind, war heftig erschrocken und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte sie an die Johannis-Nacht, da wurde sie wieder freundlich, und blieb auf mein Flehen bis spät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir spielten, wir sangen, wir scherzten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich, über sein possierliches Ansehn (er hatte wieder die Spitzenhaube aufgesetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen heillosen

Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm eben so deutlich das Klatschen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß ist die Arglist und Bosheit meines Magus an allem Schuld —

Der Talisman wird wirken, ruft in diesem Augenblick Apokatastos! — Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf — O Theodoros! —

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von F. wird folgendes im Zusammenhange beigebracht.

Ist was tolles geschehen, so folgt allemal das noch tollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner Verzweiflung so ziemlich erholt, und der joviale Rittmeister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen, in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät merklich nachließ. In die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italienischer Sallat und ein wohlbereitetes Beefsteack; in die Stelle des Jostischen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madera. Da der Appetit sich darauf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei Stündchen später in der Jagorschen Restauration nicht eben gar zu mäßig gegessen und eben so getrunken. Das einzige, was der Rittmeister billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er indessen in Spazierritte verwandelt wünschte. Des Barons seltsamer Zustand schien ihm nehmlich von einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeister für das beste Mittel dagegen, so wie überhaupt für ein

Universal-Mittel gegen Beschwerden der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit erlebt, und Schnüspelpolds Warnung eingedenk, durchaus nicht entschließen. — Von dem Baron konnte man aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er, ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturme sich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagorschen Restauration mit dem Rittmeister von B. gegessen, und dieser nun ein Paar gesattelte Pferde vorführen lassen, sich überreden ließ, das eine zu besteigen und mit dem Rittmeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindesten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der Rittmeister konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichsten geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser freute sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die Freunde tranken ganz gemüthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee und schwangen sich dann getrost wieder auf die Pferde. Wohl natürlich war es, daß der Rittmeister sich mühte, die eigentliche Ursache von Theodors seltsamen Betragen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu erfahren, und eben so natürlich, daß Theodor ihm darüber nichts rechtes sagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Quaal, die er leiden müsse (er meinte wohl die ihm von unsichtbarer Hand zugetheilten Ohrfeigen), niemand anders Schuld sey, als der alte Nathanael Simson und seine eroberungssüchtige Tochter. Der Rittmeister, dem Beide, Vater und Tochter, längst ganz unausstehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu

schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte sich immer mehr, so daß er zuletzt dem Bankier alles, was er erlitten, in die Schuhe schob und fürchterliche Rache beschloß. So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simsonschen Landhauses. — Die Freunde hatten nehmlich den Weg über des Hofjägers Besitzung eingeschlagen und ritten die Straße neben den Landhäusern herab. Da erblickte der Baron im offenen Vestibule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen beim Desert eines reichen Mittagsmahls saß. Schon war die Dämmerung stark eingebrochen und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. Thue mir, sprach er leise zum Rittmeister, thu' mir den Gefallen und reite einmal langsam vorwärts, ich will hier mit einem Mal allen bösen Streichen des arglistigen Juden und seiner aberwitzigen Tochter ein Ende machen. Nur kein dummes Zeug, lieber Bruder, das dich wieder blamirt vor den Leuten, warnte der Rittmeister, und ritt, wie Theodor gewünscht, langsam die Straße herab. Nun näherte sich der Baron leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhängender Baum versteckte ihn, daß ihn niemand aus dem Hause gewahren konnte. Hinein rief er mit einer Stimme, der er so viel tiefdröhnendes, schauerlich-gespenstisches gab, als nur in seinen Kräften stand: Nathanael Simson — Nathanael Simson — friß'st du mit deiner Familie? Gift in deine Speise, verruchter Mauschel, es ist dein böser Dämon, der dir ruft! — Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell hineinsprengen ins Gebüsch, und so wahrhaft geisterartig verschwunden seyn. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abentheuers beschlossen. Plötzlich stetisch geworden,

bockte und bäumte sich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jähem Schreck Messer und Gabel fallen lassen — die ganze Gesellschaft schien erstarrt; der das Glas an den Mund gebracht, hielt es fest ohne zu trinken, der ein Stück Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken. Als nun aber das Trappeln und Schnaufen und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, sprang alles auf vom Tische und rannte schnell ans Gitter. Ey, ey, sind Sie es, Herr Baron? — Ey, schönen guten Abend, lieber Herr Baron — wollen Sie nicht lieber absteigen, vortrefflichster Dämon! So schrie alles durcheinander, und das unmäßigste Gelächter erschallte, das jemals gehört worden, während der Baron ganz Wuth und Verzweiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus dieser Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott. Der Rittmeister, der den Lärm vernahm und sogleich ein neues Malheur seines Freundes vermuthete, kam zurück. So wie das Pferd des Barons ihn ansichtig wurde, war es, als sey plötzlich der Zauber gelöst, von dem es festgebannt, denn sogleich flog es mit dem Baron dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem, sondern ganz anständigem Gallopp, der Rittmeister verließ den Freund nicht, sondern galloppirte ihm treulich zur Seite.

O daß ich nie geboren wäre, o daß ich nimmer diesen Tag erlebt hätte! rief der Baron tragisch, als Beide, er und der Rittmeister, abgestiegen waren vor seiner Wohnung. — Der Teufel, sprach er dann, indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug, der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu. — Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt! — Siehst du, sprach der Rittmeister sehr ruhig und ge-

lassen, siehst du nun wohl, lieber Bruder, da schiebst du wieder etwas aufs Reiten und auf das edle Geschlecht der Pferde, was ganz allein deine Schuld ist. Fragtest du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämonische Beschwörungen verstehe, ich hätte Nein! geantwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben. Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch gegen Schnüspelpold, denn zu seinem Entsetzen hatte er ihn unter Simsons Gästen bemerkt.

Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause war blos abscheulich und lächerlich dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir Beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach die Stadt, und wenn Sie, werthester Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comtoir. Ich empfehle mich Sie ganz ergebenst ꝛc.

Berlin den —

Nathanael Simson,
für mich und meine Tochter Amalie Simson.

Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen geschickt in eines zusammen zu ziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abentheuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der *schönen Griechin* begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte,

die von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nehmlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reißen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das meinige. Schon habe ich' es gesagt, die Sterne sind Ihnen günstig; was andern zum höchsten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simsons Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge seyn mußte, hat alle Schlingen zerrissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften strenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag ersteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt Sie überall, wo Sie sich blicken ließen, ein wenig gefoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten; doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Aequinoktial-Nacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag zwölf Uhr finden Sie sich in griechischer Kleidung ein im Thiergarten, bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den in wenigen Tagen darauf die festlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. — Es ist nöthig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz leidend verhalten und blos meinen Winken folgen. Also diese Nacht Punkt zwölf Uhr im

griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten 2c.

(Astariot zur Bestellung gegeben.)

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammenhängende Erzählung:

Auf derselben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnißvolle Brieftasche gefunden, saß der Baron Theodor von S. in einen Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtsstunde schlug. Ein rauher Herbstwind strich durch Baum und Gebüsch, die Nachtvögel schwangen sich kreischend durch die sausenden Lüfte, immer schwärzer wurde die Finsterniß, und wenn die Mondessichel auf Augenblicke die Wolken durchschnitt und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen seltsame Spuckgestalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. So beginnt, sprach er, das Fest der Liebe, das dir versprochen? — O all' ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit Jamaika-Rum gefüllt, und dem griechischen Costüm unbeschadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und — Da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entsetzt sprang er auf und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodischer Laut ging durch den Wald, ein *fernes Echo* antwortete, der Nachtwind säuselte milder, fliegend

brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. Theodoros, hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgenestelten Haar. — Theodoros, sprach die Fürstin mit dem Ton der innigsten Liebe, Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe dich gefunden — ich bin dein — empfange diesen Ring — In dem Augenblick war es, als halle ein Donnerschlag durch den Wald, und eine hohe majestätische Frau mit ernstem gebietendem Antlitz stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. Aponomeria, schrie die Fürstin auf, wie in dem Schreck des freudigsten Erwachens aus finstrem Traum, und warf sich an die Brust der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Alte nun mit feierlichem das Innerste durchdringendem Ton: Vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons — er liegt in schmachvollen Banden, du bist frei, hohe Fürstin — o du mein süßes Himmelskind! — Schau auf, schaue deinen Theodoros! — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm stand eine hohe Heldengestalt auf muthigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen einer Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet! — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzlei-Assistenten

— Laß, mein Freund, nur alle Besorgnisse fahren, dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr verlieren sich die schwarzen Gedanken und er nimmt schon an allem Antheil, was das Leben schönes und herrliches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz erstaunlich über die Form eines neumodischen Huts, den der Graf von E. trug, welcher ihn gestern besuchte, so daß er im Bette selbst den Hut aufsetzte und sich den Spiegel bringen ließ. — Er ißt auch schon Hammel-Cotelets und macht Verse. — Spätestens in vier Wochen bringe ich dir deinen Neffen nach Mecklenburg, in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie gesagt, seine Geschichten haben zu großes Auffehn gemacht, und er würde, so wie er sich nur zeigte, aufs neue das Gespräch des Tages werden ꝛc.

Also nach zweijähriger Abwesenheit ist dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland gewesen ist! — Ich glaube es nicht, denn daß er so geheimnißvoll thut mit seiner Reise, daß er bei jeder Gelegenheit sagt: ja wenn man nicht in Morea — in Cypern u. s. w. war — das ist mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra besucht hat, und eben so ein närrischer Fantast geblieben ist, als er es sonst war — Apropos! — Ich schicke dir den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Fantasten, ein Theil der Abentheuer deines Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erstaunlichen Eindruck, vielleicht erschaut er seine kuriose Gestalt im Spiegel und schämt und *bessert sich*. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abentheuer

bis zum Zeitpunkt, als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten ꝛc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm seyn, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Billett an den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschickt hatte, dieses Billett uneröffet zurückbrachte und berichtete, daß nach der Aussage des Hauswirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne und auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtnisses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von seiner Arglist und Tücke nicht ablassend, erst einen sehr groben Brief schrieb und dann den guten Hff. durch ein abscheuliges Gaukelspiel auf schnöde Weise mystifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Thiergarten der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürstin in Gefolge dessen zurückgekehrt ist in ihr Vaterland, das Alles ergiebt sich aus den an Hff. gerichteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb besonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Person, weil er darin, mittelst allerlei poetischen Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit schnöden Teufelskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm noch gar nicht geschehen.

— Wunderbar endlich mag es auch seyn, daß das, was

im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene leere Fabel schien, Andeutung ins Blaue hinein, in diesem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine Basis gefunden.

Wer weiß, welch ein Theodoros in diesem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne schwingt.

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und blos dadurch ist er abgehalten worden, sich im Fremdenbüreau nach der vornehmen griechischen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina seyn kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürsten Theodoros ist von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es sich aus ihren Versen hinlänglich ergiebt.

Sollte jemand von den geneigten Lesern Näheres von der unbekannten Fürstin und dem wunderlichen Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold erfahren, so bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalender-Deputation freundlichst mittheilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.

Der Elementargeist.

Eine Erzählung.†)

Gerade am zwanzigsten November des Jahres 1815 befand sich Albert von B., Obristlieutnant in preußischen Diensten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, sollte auf dem Rückmarsch aus Frankreich an demselben Tage in Lüttich eintreffen und dort zwei oder drei Tage rasten. Albert war schon Abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er sich aber von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlassen und ihm ein sehr frohes Ereigniß verkündet hatten, das seiner in Aachen warte, den raschen Entschluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er sich noch selbst über sein Beginnen höchlich verwunderte, saß er schon auf dem schnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

†) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipz. 1822 (J. F. Gleditsch). S. 10—79.

Ein rauher schneidender Herbstwind brauste über die kahlen Felder hin und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in sein dumpfes Geheul. Raubvögel stiegen kreischend auf und zogen in Schaaren den dicken Wolken nach, die immer mehr zusammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahin schwand, und ein mattes düstres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte sich fester in seinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße so vor sich hintrabte, entfaltete sich seinem innern Sinn das Bild der letzten verhängnißvollen Zeit. — Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denselben Weg gemacht in umgekehrter Richtung zur schönsten Jahreszeit. In üppiger Blüthe stand damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wiesen, und im lieblichen Schein der goldnen Sonnenstrahlen glänzten die Büsche, in denen die Vögel fröhlich zwitscherten und sangen. Festlich geschmückt hatte sich die Erde wie eine sehnsüchtige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallnen Helden, zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach. —

Albert war bei dem Armeekorps, dem er zugewiesen, angekommen, als schon die Kanonen an der Sambre donnerten; doch zeitig genug, um noch Theil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charleroi, Gilly, Gosselins. — Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo sich Entscheidendes begab. So befand er sich bei der letzten Erstürmung des Dorfes Planchenoit, die den Sieg in der denkwürdigsten aller Schlachten (belle Alliance) vollends herbeiführte. Eben so kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anstrengung der Wuth, der grimmen Verzweiflung des Feindes sich an dem unerschütterlichen Kampfesmuthe der Helden-

schaar brach, die in dem Dorfe Issy festgefußt, den Feind, der unter dem furchtbarsten Kartätschenfeuer stürmend, Tod und Verderben in die Reihen zu schleudern gedachte, zurücktrieb, so daß Scharfschützen ihn bis ganz unfern der Barrieren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf (vom 3. bis zum 4. Julius) wurde bekanntlich die die Uebergabe der Hauptstadt betreffende Militär-Convention zu St. Cloud abgeschlossen.

Dies Gefecht bei Issy ging nun besonders hell auf vor Alberts Seele. Er besann sich auf Dinge, die, wie es ihn bedünken mußte, er während des Kampfs nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Gesicht einzelner Offiziere, einzelner Bursche in den lebendigsten Zügen vor Augen, und tief traf sein Gemüth der unnennbare Ausdruck nicht stolzer oder gefühlloser Todesverachtung, sondern wahrhaft göttlicher Begeisterung, der aus manches Auge strahlte. So hörte er Worte bald zum Kampf ermuthigend, bald mit dem letzten Todesseufzer ausgestoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müssen, wie die begeisternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

„Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe so wie dem, der beim Erwachen zwar seines Traumes gedenkt, sich aber erst mehrere Tage darauf aller einzelnen Züge desselben erinnert? — Ja ein Traum — nur ein Traum, sollte man meinen, könne, mit mächtigen Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantische, Ungeheure, Unerhörte geschehen lassen, was sich begab während der verhängnißvollen achtzehn Tage dieses die kühnsten Gedanken, die gewagtesten Combinationen des spekulirenden Geistes verspottenden Feldzuges. — Nein! — der menschliche Geist erkennt seine eigne Größe nicht; die That

überflügelt den Gedanken! — Denn nicht die rohe physische Gewalt, nein, der Geist schafft Thaten, wie sie geschehen sind, und es ist die psychische Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeisterten, die der Weisheit, dem Genius des Feldherrn zuwächst, und das Ungeheure, nicht Geahnete vollbringen hilft!" —

In diesen Betrachtungen wurde Albert durch seinen Reitknecht gestört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Tausend, Paul Talkebarth! wo kommst du daher des Weges?"

Albert wandte sein Pferd, und gewahrte, wie der Reiter, der von ihm nicht sonderlich beachtet, so eben vorbeigetrabt war, bei seinem Reitknecht still hielt, und die Backen der ansehnlichen Fuchsmütze, womit sein Haupt bedeckt, auseinander schlug, so daß alsbald das ganze wohlbekannte, im schönsten Zinnober gleißende Antlitz Paul Talkebarths, des alten Reitknechts des Obristen Viktor von S., zum Vorschein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn so unwiderstehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an seinen innigsten geliebtesten Freund, den er wohl in Aachen vermuthen mußte, nur dunkel in seiner Seele gelegen, und zu keinem klaren Bewußtseyn gekommen war. —

Auch Albert rief jetzt: Sieh da! Paul Talkebarth, wo kommst du her? — wo ist dein Herr?

Paul Talkebarth curbettirte aber sehr zierlich heran, und sprach, die flache Hand vor der viel zu großen Kokarde der Fuchsmütze, militärisch grüßend: Alle Donnerwetter, Paul Talkebarth, ja das bin ich, mein gnädigster Herr Obristlieutnant. — Böses Wetter hier zu Lande, Zermannöre (sur mon honneur) Aber das macht die Kreuzwurzel. Die alte Liese pflegte

das immer zu sagen — ich weiß nicht, ob Sie die Liese Pfefferkorn kennen, Herr Obristlieutnant; sie wohnt in Genthin, wenn man aber in Paris gewesen ist und den Muffel im Schartinpland (jardin de plantes) gesehen hat — Nun, was man weit sucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obristlieutnant, den ich suchen sollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus (spiritus familiaris) gestern Abend ins Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obristlieutnant in Lüttich angekommen. Zackernamthö (sacre nom de Dieu), das war eine Freude! — Nun es mag seyn, wie es will; aber getraut habe ich dem Falben niemals. Ein schönes Thier, Zermannöre, aber pur kindisches Wesen, und die Frau Baronesse that ihr möglichstes, das ist wahr — Liebe Leute hier zu Lande, aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris gewesen ist! — Nun, der Herr Obrist hätte eben so gut einziehen können, wie einer durch den Argen Trumph (Arc de triomphe) und ich hätte dem Schimmel die neue Schabracke aufgelegt — Zacker, der hätte die Ohren gespitzt! — Aber die alte Liese (es war meine Muhme in Genthin), ja die pflegte immer zu sagen — Ich weiß nicht, Herr Obristlieutnant, ob Sie —"

„Daß die Zunge dir erlahme, unterbrach Albert den heillosen Schwätzer, dein Herr ist in Aachen, so laß uns schnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!"

„Halt, schrie Paul Tallebarth aus Leibeskräften, halt, halt, gnädigster Herr Obristlieutnant, das Wetter ist schlecht hier zu Lande; aber Futter! wer solche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel —"

„Paul, rief Albert, mache mich nicht ungeduldig, wo ist dein Herr? — nicht in Aachen?"

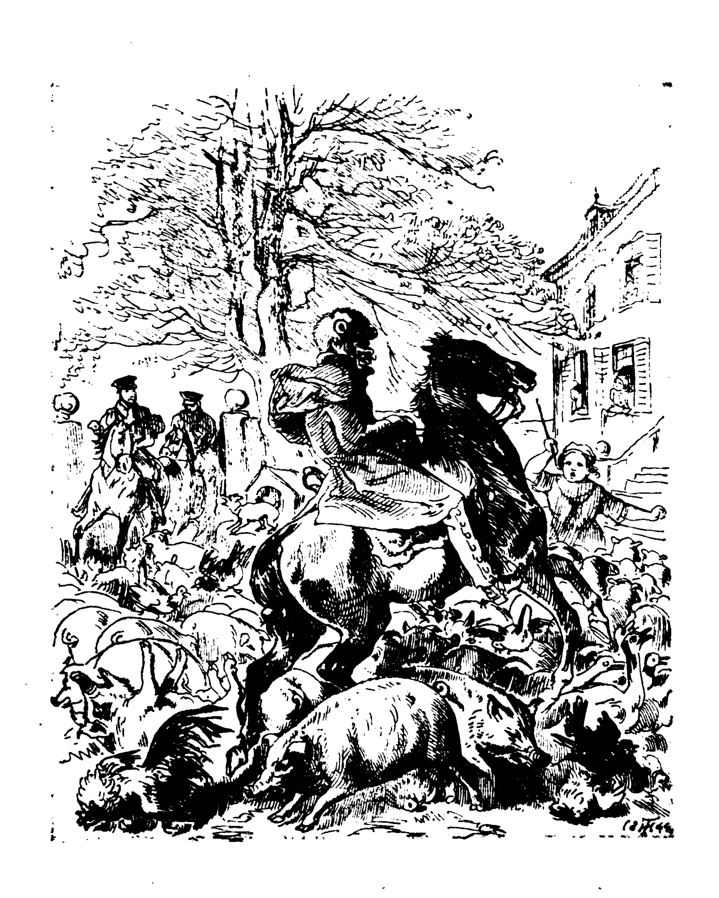
Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß sein ganzes Antlitz zusammenfuhr in tausend Falten wie ein nasser Handschuh, streckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe sichtbar wurden, und sprach: Dort in jenem Schloß — Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch weiteres zu schwatzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der seitwärts von der Heerstraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im schärfsten Trab. — Nach dem wenigen, was er gesprochen, muß der ehrliche Paul Talkebarth dem geneigten Leser als ein etwas wunderlicher Kauz erscheinen. Es ist nur zu sagen, daß er, Erbstück des Vaters, dem Obristen Viktor von S., nachdem er General-Intendant und Maitre des Plaisirs aller Spiele und tollen Streiche seiner Kinderjahre und des ersten Jünglingsalters gewesen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieser zum erstenmal den Offizierdegen umgeschnallt. Ein alter sehr absonderlicher Magister, der Hofmeister des Hauses zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Confusion und seltener Eulenspiegelei, womit diesen die Natur gar nicht karg ausgestattet. Dabei war letzterer die treueste Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit für seinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch sonst irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit seinem Herrn im Jahr 1813 ins Feld zu ziehen. Seine eisenfeste Natur ließ ihn alles Ungemach überstehen, aber weniger stark als sein körperliches, bewies sich sein geistiges Naturell, das einen merklichen Stoß, *oder wenigstens* einen besondern Schwung erhielt während sei-

nes Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebarth fühlte nämlich nun erst, daß Herr Magister Sprengepilcus vollkommen Recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einst noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte Paul Talkebarth an der Gefügigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüstete er sich nicht wenig und schrieb es nur seiner herrlichen Geistesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich schien. — Hans Talkebarths herrliche französische Redensarten (einige angenehme Flüche hat der Leser bereits kennen gelernt) gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigstens durch das Korps, bei dem sein Herr stand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe ins Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Talkebarths Worten entgegen: Pisang! — de Lavendel pur di Schewals (paysan, de l'avoine pour les chevaux)!

So wie es excentrischen Naturen überhaupt eigen, so mochte Paul Talkebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche, einfache Weise geschehe. Er liebte vorzüglich Ueberraschungen, und suchte diese seinem Herrn auf alle nur mögliche Weise zu bereiten, der denn auch wirklich sehr oft überrascht wurde, wiewohl auf ganz andere Art, als es der ehrliche Talkebarth gewollt, dessen glücklichste Pläne meistentheils in der Ausführung scheiterten. So bat er auch jetzt den Obristlieutnant von B., als dieser geradezu auf das Hauptportal des Landhauses losritt, flehendlichst, doch einen Umweg zu machen, und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit sein Herr ihn nicht eher gewahre, als bis er in die Stube getreten. — Albert mußte es sich gefallen lassen, über eine mo-

rastige Wiese zu reiten, und vom emporspritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden, dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Talkebarth wollte, seine Reiterkünste zeigend, geschickt herübersetzen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein, und wurde mit Mühe von Alberts Reitknecht wieder auf festen Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Muthes laut jauchzend dem Pferde die Sporen, und sprengte mit wildem Hussah hinein in den Hof des Landhauses. Da aber gerade alle Gänse, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirthschaft versammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner von der einen Seite eine Heerde Schaafe, von der andern eine Heerde jener Thiere, in die unser Herr einst den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, so kann man denken, daß Paul Talkebarth, der des Pferdes nicht recht mächtig, willkührlos in großen Kreisen auf dem Hofe umher galoppirte, nicht geringe Verwüstungen in dem Hausstande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quikenden, schnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der keifenden Mägde, hielt Albert seinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Talkebarth mit sammt seinem Ueberraschungsprojekt zu allen Teufeln wünschte.

Schnell schwang sich Albert vom Pferde, und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anspruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirthlich sich ausnahm, und bequem und geräumig genug schien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrothem Gesicht, in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit süßsaurem Lächeln fragte: Einquartirt? An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort aussprach, erkannte Albert sogleich, daß er den Herrn



des Hauses, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor sich habe. Er versicherte, daß er keinesweges einquartirt, daß es vielmehr nur seine Absicht sey, seinen innigsten Freund, den Obristen Viktor von S., der sich hier befinden solle, zu besuchen, und daß er die Gastfreundschaft des Herrn Barons nur für diesen Abend und die Nacht in Anspruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke. —

Des Barons Gesicht heiterte sich merklich auf, und der volle Sonnenschein, der gewöhnlich auf diesem gutmüthigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen schien, kehrte ganz wieder, als die Treppe mit dem Baron hinaufsteigend, Albert fallen ließ, daß wahrscheinlich gar keine Truppenabtheilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marsche befindlich, diese Gegend berühren werde. —

Der Baron öffnete eine Thüre; Albert trat in einen freundlichen Saal und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet saß. Viktor drehte sich auf das Geräusch um, sprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obristlieutnant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, du gedachtest meiner in der vorigen Nacht? — Ich wußte es, mein innerer Sinn sagte es mir, daß du dich in Lüttich befändest in demselben Augenblick, als du hineingeritten! — Alle meine Gedanken fixirte ich auf dich, meine geistigen Arme umfaßten dich; du konntest mir nicht entrinnen!“ —

Albert gestand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leser bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Gestaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja, rief Viktor ganz begeistert, ja es ist kein Wahn, keine leere Einbildung; sie ist uns gegeben, die göttliche Kraft,

die, über Zeit und Raum gebietend, das Uebersinnliche kund thut in der Sinnenwelt!" —

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, so wie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag, auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien. — Indessen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin gesessen, aufgestanden, und hatte sich den Freunden genähert. Albert verbeugte sich gegen sie, indem er Viktor mit fragendem Blick anschaute. „Die Frau Baronesse Aurora von E., sprach dieser, meine liebe gastfreundliche Wirthin, meine treue sorgsame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!" —

Albert überzeugte sich, indem er die Baronesse anschaute, daß die kleine rundliche Frau noch nicht das vierzigste Jahr erreicht haben könne, daß sie sonst wohl sehr fein gebaut gewesen seyn müsse, daß aber die nährende Landkost, und viel Sonnenschein dazu, die Formen des Körpers ein wenig zu sehr über die Schönheitslinie hinausgetrieben, welches sogar dem niedlichen, noch frisch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, dessen dunkelblaue Augen sonst wohl manchem gefährlich genug ins Herz gestrahlt haben mochten. Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirthlich, indem der Zeug des Kleides blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waschhauses und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Industrie bewies, auf der die eigne Spinnstube und Weberei noch stehen mußte. Ein grell buntes baumwollnes Tuch, nachlässig um den Nacken geschlagen, so daß der weiße Hals sichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzugs. Was aber sehr verwunderlich sich ausnahm, war, daß die Baronesse an den kleinen Füßchen die zierlichsten seidnen Schuhe,

auf dem Kopfe aber ein allerliebstes Spitzenhäubchen nach dem neuesten Pariser Zuschnitt trug. Erinnerte dieses Häubchen nun zwar den Obristlieutnant an eine niedliche Grisette, die ihm einst der Zufall in Paris zuführte, so glitten ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er seine plötzliche Erscheinung entschuldigte. Die Baronesse unterließ nicht, diese Artigkeiten gehörig zu erwiedern. Unaufhaltsam floß, nachdem sie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis sie endlich darauf kam, daß man einen so lieben Gast, den Freund des dem Hause so theuern Obristen, gar nicht sorglich genug bewirthen könne. Auf die hastig gezogene Klingel und den gellenden Ruf: Mariane! Mariane! erschien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüsselbunde nach zu urtheilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieser und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand sich aber, daß alles Leckere, z. B. Wildpret u. dgl. entweder schon verzehrt, oder erst morgen anzuschaffen möglich sey. Mühsam seinen Unmuth unterdrückend, versicherte Albert, daß man ihn nöthigen werde, augenblicklich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man seinethalben nur im mindesten die Ordnung des Hauses störe. Ein wenig kalte Küche, ein Butterbrod, genüge ihm zum Nachtessen. Es sey unmöglich, erwiederte die Baronesse, daß der Obristlieutnant sich nach dem scharfen Ritt in dem rauhen, unfreundlichen Wetter behelfen solle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen; und nach langen Berathungen mit Marianen, wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beschlossen. Mariane entwich klirrend und klappernd durch die Thüre; doch in dem Augenblick, als man Platz nehmen wollte,

wurde die Baronesse herausgerufen von einer bestürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baronesse vollständiger Bericht erstattet wurde von der entsetzlichen Verheerung, die Paul Talkebarth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unansehnliche Liste sämmtlicher Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Baron lief der Baronesse hinterher, und während draußen die Baronesse schalt und schmälte, der Baron den ehrlichen Paul Talkebarth dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst, und die Dienerschaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich seinem Freunde, was sich mit Paul Talkebarth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche, rief Viktor ganz unmuthig, solche Streiche macht nun der alte Eulenspiegel, und dabei meint es der Schlingel so aus Herzens Grunde gut, daß man ihm nie etwas anhaben kann." —

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger; die Großmagd hatte die glückselige Nachricht gebracht, daß Hans Gucklick blos sehr erschrocken gewesen, daß er aber sonst ganz ohne allen Schaden abgekommen und gegenwärtig mit Appetit fresse.

Der Baron kehrte zurück mit heitrer Miene, wiederholte zufrieden, daß Hans Gucklick verschont worden von dem wilden, Menschenleben nicht achtenden Paul Talkebarth, und nahm Gelegenheit sich sehr weitläuftig über den landwirthschaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Gucklick, der blos sehr erschrocken und weiter nicht beschädigt, war nämlich der alte allgemein geschätzte Haushahn, schon seit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baronesse trat wieder herein, jedoch nur, um sich mit einem großen Schlüsselbunde zu bewaffnen, das sie aus einem Wandschrank nahm. Schnell eilte sie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie beide, Hausfrau und Haus-

hälterin, Trepp auf, Trepp ab klapperten und klirrten, dabei erschallten die gellenden Stimmen gerufener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die angenehme Musik von Mörser und Reibeisen. — Gott im Himmel, dachte Albert, wäre der General eingezogen mit dem ganzen Hauptquartier, mehr Lärm könnt' es nicht geben, als meine unglückliche Tasse Glühwein zu verursachen scheint! —

Der Baron, der von der Hühnerzucht übergegangen zur Jagd, war mit der verwickelten Erzählung von einem sehr schönen Hirsch, der sich blicken lassen, und den er nicht geschossen, noch nicht völlig zu Ende, als die Baronesse wieder in den Saal trat, hinter ihr aber niemand anders, als Paul Talkebarth, der in zierlichem Porzellangeschirr den Glühwein herbeitrug. „Nur alles hieher gestellt, mein guter Paul," sprach die Baronesse sehr freundlich, welches Paul Talkebarth mit einem unbeschreiblich süßen: A fu zerpire, Madame! erwiederte. — Die Manen der auf dem Hofe Erschlagenen schienen versöhnt und Alles verziehen.

Man setzte sich nun erst wieder ruhig zu einander. Die Baronesse begann, nachdem sie das Getränk den Freunden kredenzt, an einem ungeheuern wollnen Strumpf zu stricken, und der Baron nahm Gelegenheit, sich weitläuftig über die Art des Gestricks, das bestimmt sey, auf der Jagd getragen zu werden, auszulassen. Während dessen ergriff er die Kanne, um sich auch eine Tasse Glühwein einzuschenken. „Ernst!" rief ihm die Baronesse mit strafendem Tone zu; augenblicklich stand er von seinem Vorhaben ab, und schlich an den Wandschrank, wo er ganz im Stillen ein Schnäpschen genoß. — Albert nutzte diesen Augenblick, um endlich diesen langweiligen Gesprächen

des Barons ein Ziel zu setzen, indem er angelegentlich nach seines Freundes Thun und Treiben forschte. Viktor meinte dagegen, daß es noch Zeit genug geben werde, mit zwei Worten zu sagen, was sich während der Zeit, als sie getrennt, mit ihm begeben, daß er es aber gar nicht erwarten könne, aus Alberts Munde alles Denkwürdige von den gewaltigen Ereignissen der letzten verhängnißvollen Zeit zu vernehmen. Die Baronesse versicherte lächelnd, daß sich nichts hübscher anhören lasse, als Geschichten von Krieg, Mord und Todtschlag. Auch der Baron, der sich wieder zur Gesellschaft gesetzt, meinte, daß er gar zu gern von Schlachten erzählen höre, wo es recht blutig hergegangen, da ihn dies immer an seine Jagdpartien erinnere. Er stand im Begriff, wieder einzubiegen in die Geschichte von dem nicht geschossenen Hirsch. Doch Albert unterbrach ihn, indem er vor innerm Unmuth laut auflachend versicherte, daß zwar auf der Jagd auch scharf geschossen werde; übrigens aber die Einrichtung nicht übel sey, daß die Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w., deren Blut es koste, nicht wieder schössen.

Albert fühlte sich von dem Getränk, das er genossen, und das er von edlem Wein ganz vortrefflich bereitet gefunden, durch und durch erwärmt, und dies körperliche Wohlbehagen wirkte wohlthätig auf sein geistiges, und schlug den Mißmuth völlig nieder, der ihn in der unheimischen Umgebung ergriffen. — Vor Viktors Augen entfaltete er nun das ganze schauerlich erhabene Gemählde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltherrschers vernichtete. Mit der glühendsten Begeisterung schilderte Albert den unbezwingbaren Löwenmuth jener Bataillone, die zuletzt das Dorf *Planchenoit* erstürmten, und schloß endlich mit den Worten:

O Viktor! — Viktor! wärst du dabei gewesen, hättest du mit mir gefochten! —

Viktor war dicht an den Stuhl der Baronesse gerückt, hatte den ansehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schooß der Baronesse herabgekugelt, ergriffen und spielte damit in den Händen, so daß die ämsige Strickerin genöthigt war, den Faden zwischen Viktors Fingern durchzuziehen, und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln seinen Arm zu treffen.

Bei jenen, mit erhöhter Stimme ausgesprochnen Worten Alberts schien Viktor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte seinen Freund an mit seltsamem Lächeln, und sprach halbleise: Ja, mein theurer Albert, es ist nur zu wahr, was du sagst! Der Mensch fängt sich oft selbst ganz früh in Schlingen, deren gordischen Knoten erst der Tod gewaltsam zerreißt! — Was aber die Teufelsbeschwörungen überhaupt betrifft, so ist das kecke Rufen des eignen furchtbaren Geistes wohl die bedrohlichste, die es geben mag. — Doch hier schläft schon Alles!

Viktors unverständliche, geheimnißvolle Worte bewiesen hinlänglich, daß er nicht eine Sylbe von dem vernommen, was Albert gesprochen, sondern sich vielmehr die ganze Zeit über Träumen überlassen, die noch dazu von gar seltsamer Natur seyn mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Befremden verstummte. Nun bemerkte er auch, um sich blickend, erst, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Bauch gefalteten Händen in die Lehne des Sessels zurückgesunken, das müde Haupt auf der Brust lag, und daß die Baronesse, mit fest geschlossenen Augen, nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickte.

Albert sprang schnell und mit Geräusch auf; doch in demselben Augenblick erhob sich auch die Baronesse, und näherte sich mit einem Anstande, der so frei, edel und anmuthig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, genährten, beinahe drolligen Figur sah, sondern die Baronesse in ein anderes Wesen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie, sprach sie dann mit süßem Wohllaut, indem sie Alberts Hand faßte, verzeihen Sie es, Herr Obristlieutnant, der vom Anbruch des Tages an beschäftigten Hausfrau, wenn sie am Abend der Ermüdung nicht zu widerstehen vermag, und wird auch zu ihr auf das Herrlichste von den herrlichsten Dingen gesprochen; dasselbe mögen Sie dem rüstigen Jäger verzeihen. Es ist unmöglich, daß Sie sich nicht darnach sehnen sollten, mit Ihrem Freunde allein zu seyn und sich recht aus dem Herzen auszusprechen, und da ist jeder Zeuge lästig. Gewiß wird es Ihnen gemüthlich scheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachtessen einzunehmen, das ich in seinen Zimmern bereiten lassen.“

Gelegener konnte Albert kein Vorschlag seyn. Auf der Stelle beurlaubte er sich in den höflichsten Ausdrücken bei der freundlichen Wirthin, der er jetzt das Schlüsselbund, den Jammer über den erschrockenen Hans Guckick, so wie den Strickstrumpf nebst dem Einnicken von Herzen verzieh!

„Lieber Ernst!“ rief die Baronesse, als die Freunde sich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieser aber statt aller Antwort sehr vernehmlich rief: „Huß — Huß — Tyras — Waldmann — Allons!“ und das Haupt auf die andere Seite hängen ließ, so mochte man ihn in seinen süßen Träumen nicht weiter stören. —

„Sage, rief Albert, als er sich mit Viktor allein befand, *sage, was ist mit* dir vorgegangen? — Doch — erst laß uns

essen, denn mich hungert, und in der That, es scheint hier mehr vorhanden, als das bescheiden gewünschte Butterbrod."

Der Obristlieutnant hatte Recht; denn er fand einen gar zierlich gedeckten, mit den leckersten kalten Speisen besetzten Tisch, dessen vorzüglichste Zierde ein Bayonner Schinken und eine Pastete von rothen Rebhühnern schien. Paul Talkebarth meinte, als Albert sein Wohlbehagen äußerte, schalkisch lächelnd, daß, wenn er nicht gewesen wäre, und der Jungfer Mariane alles gesteckt hätte, was der Herr Obristlieutnant gern genieße, als Suppenfink (superfin) — aber noch könne er es der Muhme Liese nicht vergessen, daß sie an seinem Hochzeitstage den Reisbrei verbrannt, und er sey nun Wittwer seit dreißig Jahren, und man könne nicht wissen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und Jungfer Mariane — doch die gnädige Frau Baronesse habe ihm das Beste selbst zugestellt, nämlich einen ganzen Korb mit Sellerie für die Herrn. — Albert wußte nicht recht, wozu ihm die unbillige Menge Gemüse aufgetischt werden sollte, war dann aber sehr zufrieden, als Paul Talkebarth den Korb, der nichts anders enthielt, als sechs Flaschen des schönsten Vin de Sillery, herbeitrug.

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Viktor, wie er auf das Gut des Barons von E. gekommen.

Die der stärksten Natur öfters unverwindlichen Strapazen des ersten Feldzuges (1813) hatten Viktors Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Buonaparte's Flucht von Elba die Losung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Viktor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu

der Armee an den Nieder-Rhein zu begeben; das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einen Ritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Thor des Landhauses, in dem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Viktors Pferd, sonst das sicherste, furchtloseste Thier von der Welt, geprüft in dem wildesten Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Viktor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum ersten Mal ein Roß bestiegen. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Stein geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die noch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihn, unerachtet die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfälle ermatteten. Viktor ergoß sich in den wärmsten Lobeserhebungen, Rücksichts der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baronesse angedeihen lassen.

„Nun, rief Albert laut auflachend, nun in der That, darauf war ich nicht gefaßt. Wunder denk' ich, was du mir Außerordentliches erzählen wirst, und am Ende läuft es auf eine, nimm mir's nicht übel, etwas einfältige Geschichte hinaus, wie sie in hundert abgedroschenen Romanen zu finden, so daß sie kein Mensch mehr selbst mit Anstand erleben kann. — Der wunde Ritter wird ins Schloß getragen, die Herrin des Hauses pflegt ihn — und der Ritter wird zum zärtlichen Amoroso! — Denn Viktor, daß du deinem bisherigen Geschmack, ja deiner ganzen Lebensweise zum Trotz, dich plötzlich in eine ältliche dicke Frau verliebt hast, die so häuslich und wirthschaftlich ist, daß man darüber des Teufels werden möchte, daß du noch dazu den sehnsüchtigen, schmachtenden Jüngling spielst, der, wie es irgendwo heißt, seufzet wie ein Ofen, und Lieder

macht auf seiner Liebe Brauen — nun, das alles will ich am Ende auch noch für Krankheit halten! — Das Einzige, was dich einigermaßen entschuldigen könnte und dich poetisch darstellen, wäre der spanische Infant im Arzt seiner Ehre, der gleiches Schicksal mit dir theilend, an dem Thor des Landhauses der Donna Menzia auf die Nase fiel und am Ende die Geliebte fand, die ihm unbewußt“ — „Halt, rief Viktor, halt! — glaubst du denn nicht, daß ich es vollkommen einsehe, begreife, wenn ich dir als ein ganz alberner Geck vorkommen muß? — Doch! es ist hier noch etwas Andres, Geheimnißvolles im Spiel. — Nun, laß uns trinken!“ —

Der Wein und Alberts lebendiges Gespräch hatte Viktorn wohlthätig angeregt; er schien erwacht aus düstrer Träumerei. Als nun aber endlich Albert, das volle Glas erhebend, sprach: Nun, Viktor, theurer Infant, Donna Menzia soll leben und aussehen wie unsre kleine dicke Hausfrau! da rief Viktor lachend: Nein, ich kann es doch nicht ertragen, daß du mich für einen Gecken halten mußt! — Ich fühle mich im Innersten heiter und aufgelegt, dir Alles zu sagen, Alles zu beichten! — Du mußt es dir aber gefallen lassen, von einer ganz eignen Periode meines Lebens, die in meine Jünglingsjahre fällt, zu hören, und es ist möglich, daß die halbe Nacht darüber vergeht.

„Erzähle, erwiederte Albert, denn ich gewahre, daß noch hinlänglicher Wein vorhanden, um die etwa sinkenden Lebensgeister aufzufrischen. — Wär' es nur nicht so entsetzlich kalt im Saal, und ein Verbrechen, jetzt noch jemanden von den Hausleuten aufzustören.“

Sollte, sprach Viktor, sollte Paul Talkebarth nicht dafür gesorgt haben? — Wirklich versicherte dieser in seiner bekannten französischen Mundart höflich fluchend, daß er das vor-

trefflichste Holz selbst klein zugeschnitten und bewahrt habe zum köstlichsten Kaminfeuer, welches er sogleich anfachen werde. — Es ist nur gut, sagte Viktor, daß es mir hier nicht so gehen kann, wie einst bei einem Droguerie-Händler in Meaux, wo der ehrliche Paul Talkebarth mir ein Kaminfeuer angemacht, das wenigstens zwölf hundert Franken kostete. Der Gute hatte Sandel-Brasilienholz ergriffen, zerhackt und in den Kamin gesteckt, so daß ich mir beinahe vorkam, wie Andalosia, des bekannten Herrn Fortunatus berühmter Sohn, dessen Koch das Feuer von Spezereien anschüren mußte, als der König verboten, ihm Holz zu verkaufen.

Du weißt, fuhr Viktor fort, als das Feuer lustig knisterte und flammte, und Paul Talkebarth sich aus dem Zimmer entfernt hatte: du weißt, mein theurer Freund Albert, daß ich meine militärische Laufbahn bei der Garde in P. begann, sonst aber von meiner Jünglingszeit wohl wenig mehr als das, da es nie besondere Gelegenheit gab, davon zu reden; mehr aber noch, weil das Bild jener Jahre nur in halbverwischten Zügen vor meiner Seele stand, und erst hier wieder in hellen Farben aufleuchtete. — Meine erste Erziehung in meines Vaters Hause kann ich nicht eben schlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade diese schienen nichts weniger darzuthun, als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wissenschaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magister, der mein Hofmeister seyn sollte, und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte. Erst in P. gewann ich mit Leichtigkeit Kenntniß neuerer Sprachen, so wie ich die dem Offizier nöthigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wuth Alles, was mir in die

Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt ich doch, da mein Gedächtniß vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse, selbst wußte ich nicht wie. — Man hat mir später die Ehre angethan, zu behaupten, es säße ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen Dichter jener Periode in einen Zustand der Begeisterung versetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt; ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das nur erst sich entwickelt zum regen Leben. — Ich will nur Werthers Leiden, vorzüglich aber Schillers Räuber nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Fantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geiste einen Stoß giebt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen Pendulschwingungen. — Ich meine Schillers Geisterseher. Mag es seyn, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer, oder besser unterirdischer Wunder erschlossen, in dem ich wandelte und mich verirrte, wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung gerathen, verschlang ich mit Begierde Alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten keinesweges ihre Wirkung. So machte auch der Genius von Grosse auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keinesweges schämen, da wenigstens der erste Theil, dessen größere Hälfte in den Schillerschen Horen abgedruckt stand, der Lebendigkeit der Darstellung und auch wohl der geschickten Behandlung des

Stoffs halber, die ganze literarische Welt in Bewegung setzte. Manchen Arrest mußte ich dulden, wenn ich auf der Wache, in solch ein Buch, oder auch nur in meine mystischen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte, und erst vom Unteroffizier geholt werden mußte. Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher. — Es begab sich nämlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken, und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Lustorts vor P., einsam, wie es meine Gewohnheit war, lustwandelte. Da schien es mir, als vernähme ich aus dem Dickigt eines kleinen Wäldchens, das seitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klagetöne, und dazwischen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgestoßene Reden. Ich glaubte Jemanden hülfsbedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendroths eine große breitschultrige Figur, die in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt, auf dem Boden ausgestreckt lag. Ganz nahe hinzugetreten erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. „Mein Gott, rief ich aus, sind Sie es, Herr Major? — in diesem Zustande? — Sind Sie krank — kann ich helfen?" Der Major betrachtete mich mit starrem, wildem Blick, und sprach dann mit barschem Ton: „Welcher Teufel führt Euch her, Lieutnant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht, scheert Euch nach der Stadt!" — Die Leichenblässe, die auf O'Malleys Gesicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indessen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlassen, sondern nur mit ihm zusammen nach der Stadt zurückkehren würde. „So?" sprach der Major ganz gelassen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, und versuchte sich aufzuraffen, worin

ich ihm, da es ihm schwer zu werden schien, beistand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er es oft that, wenn er noch des Abends sich hinaus ins Freie machte, blos über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu seyn, einen gemeinen sogenannten Commiß-Mantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen, und den Offizierhut mit breiter goldner Tresse auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Pistole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er schnell, und steckte sie, um sie meinen Blicken zu entziehen, in die Tasche des Mantels. Auf dem ganzen Wege nach der Stadt sprach er keine Sylbe mit mir, sondern stieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in seiner Muttersprache (er war Irländer von Geburt), die ich nicht verstand. Vor seinem Quartier angekommen, drückte er mir die Hand, und sprach mit einem Ton, der in der That etwas Unbeschreibliches, nie Gehörtes hatte, so daß er noch in meiner Seele wiederklingt: „Gute Nacht, Lieutnant! — Der Himmel beschütze Euch, und gebe Euch gute Träume.“ — Dieser Major O'Malley war wohl einer der allerverwunderlichsten Menschen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein Paar etwas excentrische Engländer ab, die mir vorgekommen, so wüßte ich keinen Offizier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erscheinung mit O'Malley zu vergleichen. Ist es wahr, was viele Reisende behaupten, daß die Natur sich eben nirgends solch ganz besonderer Prägstöcke bedient, als in Irland, weshalb denn jede Familie die artigsten Cabinetsstückchen aufzuweisen hat, so konnte der Major O'Malley billiger Weise für einen Prototypus seiner ganzen Nation gelten. Denke dir einen baumstarken Mann von sechs Fuß Höhe, dessen Bau man gerade nicht ungeschickt nennen kann, aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur scheint zusammengewürfelt

wie in jenem Spiel, in dem Figuren aus einzelnen Theilen, deren Nummer die Würfel bestimmen, zusammengefügt werden. Die Adler-Nase, die fein geschlitzten Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber sind die hervorstehenden Glasaugen beinahe widrig, so tragen die hohen schwarzen buschigen Augenbraunen den Charakter der komischen Maske. — Sehr seltsam hatte des Májors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewohl das selten geschah; dagegen war es, als ob er lache, wenn ihn die Wuth des wildesten Zorns übermannte; aber dieses Lachen hatte so etwas Grauenhaftes, daß die ältesten, im Gemüth handfestesten Bursche sich davor entsetzten. Eben so selten als O'Malley lachte, eben so selten ließ er sich aber auch hinreißen vom Zorn. Ganz unmöglich schien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform passen sollen. Die Kunst des geschicktesten Regimentsschneiders scheiterte an des Majors unförmlicher Gestalt; der nach dem genauesten Maaß zugeschnittene Rock schlug schnöde Falten, hing ihm am Leibe, als sey er aufgehängt zum Ausbürsten, während der Degen an den Beinen schlotterte, und der Hut in so seltsamer Richtung auf dem Kopfe saß, daß man schon auf hundert Schritte den militärischen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pedantischen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört scheinen mußte: O'Malley trug — keinen Zopf. Freilich möchte auch dieser an den wenigen grauen Löckchen, die sich am Hinterhaupte kräuselten, schwer gehaftet haben, da sonst der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, so glaubte man, er müsse jeden Augenblick vom Pferde fallen, focht er, jeden Augenblick vom Gegner getroffen werden; und doch war er der beste Reiter, Fechter, überhaupt der geübteste, gewandteste Gymnastiker, den *es nur geben* konnte. — So viel, um dir das Bild eines

Mannes zu geben, dessen ganzes Treiben geheimnißvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwarf, bald hülfsbedürftig erschien, und jeder Controle seiner Obern, jedem Dienstzwange entzogen, durchaus that, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meistentheils so excentrisch, oder vielmehr so spleenisch toll, daß man um seinen Verstand besorgt werden konnte. — Man sprach davon, daß der Major zu einer gewissen Zeit, in welcher P. mit seinen Umgebungen der Schauplatz seltsamer, in die Geschichte des Tages eingreifender Mystifikationen war, eine wichtige Rolle gespielt habe, und noch in Verbindungen stehe, die das Unbegreifliche seiner Stellung erzeugten. — Ein sehr verrufenes Buch, das damals (irr' ich nicht, unter dem Titel: Excorporationen) erschien, und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, nährte jenen Glauben; und auch ich, von dem mystischen Inhalt jenes Buchs angeregt, fühlte mich desto mehr geneigt, O'Malley für eine Art Armenier zu halten, je länger und näher ich sein wunderliches, wohl könnt' ich sagen, spukhaftes Treiben beobachtete. Dazu gab er mir nämlich selbst Gelegenheit, indem er seit jenem Abende, als ich ihn krank, oder auf andere Weise erschüttert, im Walde antraf, eine ganz besondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, so daß es ihm Bedürfniß schien, mich täglich zu sehen. — Dir die ganz absonderliche Art dieses Umgangs zu beschreiben, dir Manches zu erzählen, was das Urtheil der Burschen, welche keck behaupteten, der Major sey ein Doppeltgänger und stehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu rechtfertigen schien, Alles dessen bedarf es nicht, da du bald den unheimlichen Geist, der bestimmt war, auf verstörende Weise einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirst.

Ich hatte die Schloßwache, und dort besuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von T., der noch mit einem jungen Offizier aus B. nach P. gekommen. Im traulichen Gespräch saßen wir beim Glase Wein, als, beinahe war es schon Mitternacht, der Major O'Malley eintrat. „Ich glaubte Euch allein, Lieutnant," sprach er, indem er meine Gäste verdrießlich anblickte, und wollte sich wieder entfernen. Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß sie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ O'Malley es sich gefallen, bei uns zu bleiben.

„Euer Wein, rief O'Malley, als er ein Glas nach seiner Weise schnell hinunter gestürzt, Euer Wein, Lieutnant, ist der schnödeste Krätzer, der je eines ehrlichen Kerls Gedärme zerrissen; laßt sehen, ob dieser hier von einer bessern Sorte!"

Damit holte er aus der Tasche des Commiß-Mantels, den er über das Hemde gezogen, eine Flasche und schenkte ein. Wir fanden den Wein vortrefflich, und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

Selbst weiß ich nicht, wie sich das Gespräch auf magische Operationen, und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, dessen ich zuvor gedachte. Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewisser spöttelnder Ton eigen, den nicht Jeder gut vertragen mag. In diesem Tone begann er von militärischen Geisterbannern und Hexenmeistern zu sprechen, die zu jener Zeit ganz allerliebste Dinge zu Stande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müsse. „Wen meint, rief O'Malley mit dröhnender Stimme, wen meint Ihr, Hauptmann? — Meint Ihr etwa mich, so wollen wir das Geisterbannen bei Seite stellen; daß *ich mich aber* auf das Entgeistern verstehe, könnt' ich Euch

beweisen, und dazu bedarf ich statt eines sonstigen Talismans nur meines Degens, oder eines guten Pistolenlaufs."

Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgelegt, als mit O'Malley Händel anzufangen; er versicherte daher artig einlenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indessen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig gewesen. Im Ernst wolle er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut thun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen, und so auch seiner Seits dem dummen Aberglauben zu steuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter passe. — Der Major lehnte sich über den ganzen Tisch, stützte den Kopf auf beide Fäuste, so daß seine Nase kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlitz entfernt war, und sprach dann, ihn mit seinen hervorglotzenden Augen starr anblickend, sehr gelassen: „Hat Euch, mein Gönner! der Herr auch nicht etwa mit einem sehr durchdringenden Geist erleuchtet, so werdet Ihr, hoff' ich, doch einzusehn vermögen, daß es die thörichtste, einbildischte, ja ich möchte sagen, verruchteste Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unserm geistigen Prinzip sey Alles abgeschlossen, und es gebe keine geistigen Naturen, die anders begabt, als wir, oft nur sich selbst aus jener Natur allein die momentane Form bildend, sich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja die nach irgend einer Wechselwirkung strebend, hineinflüchten könnten in das Thongebäcke, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann, daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue, noch auf der Parade lernt, sehr unwissend seyd und nichts gelesen habt. Hättet Ihr aber nur etwas Weniges in tüchtige Bücher geguckt, kenntet Ihr den Cardanus, den Justinus Martyr, den Lactanz, den Cyprian,

den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Trismegistus, den Rollius, den Dorneus, den Theophrastus, den Fludd, den Wilhelm Postel, den Mirandola, ja nur die kabbalistischen Juden Joseph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jetzt Euern Horizont übersteigen, und von denen Ihr daher auch gar nicht reden solltet."

Damit sprang O'Malley auf, und ging mit starken gewaltigen Schritten auf und ab, so daß die Fenster und die Gläser zitterten.

„Unerachtet, versicherte der Hauptmann etwas betreten, unerachtet er des Majors Gelehrsamkeit hoch in Ehren halte, unerachtet er gar nicht in Abrede stellen wolle, daß es höhere geistige Naturen gebe und geben müsse: so sey er doch fest überzeugt, daß irgend eine Verbindung mit einer unbekannten Geisterwelt durchaus gegen die Bedingung der menschlichen Natur, mithin unmöglich sey, und Alles, was als Beweis des Gegentheils gelten solle, auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhe."

O'Malley blieb, als der Hauptmann schon einige Secunden geschwiegen, plötzlich stehen und begann: „Hauptmann, oder (sich zu mir wendend) Ihr, Lieutnant, thut mir den Gefallen und setzt Euch hin und schreibt ein Heldengedicht, eben so herrlich, so übermenschlich groß, wie die Ilias!"

Wir erwiederten Beide, daß uns das wohl nicht gelingen werde, da Keinem der Homerische Geist inwohne. „Ha, ha, rief der Major, seht Ihr wohl, Hauptmann! Weil Euer Geist unfähig ist, Göttliches zu empfangen und zu gebähren, ja, weil Eure Natur nicht einmal von der Beschaffenheit seyn mag, sich *auch nur* zur Erkenntniß zu entzünden, deshalb müßtet Ihr

eigentlich läugnen, daß aus irgend einem Menschen sich dergleichen gestalten könne. — Ich sage Euch, jener Umgang mit höheren geistigen Naturen ist bedingt durch einen besondern psychischen Organism; und wie die dichterische Schöpfungskraft, so ist auch jener Organism eine Gabe, mit der die Gunst des Weltgeistes seinen Liebling ausstattet."

Ich las in des Hauptmanns Gesicht, daß er im Begriff stand, irgend etwas Spöttisches dem Major zu entgegnen. Um es nicht dazu kommen zu lassen, nahm ich das Wort, und machte dem Major bemerklich, daß, so viel ich wüßte, doch die Kabbalisten gewisse Formen und Regeln aufstellten, um zu jenem Umgange mit unbekannten geistigen Wesen zu gelangen. Noch ehe der Major aber antworten konnte, sprang der Hauptmann von Wein erhitzt auf, und sprach im bittern Ton: „Nun, was hilft hier alles Schwatzen; Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major; Ihr wollt uns glauben machen, daß Ihr, aus besserm Stoffe geschaffen, als unser eins, den Geistern gebietet! — Erlaubt, daß ich Euch so lange für einen bethörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure psychische Kraft zu Tage gelegt."

Der Major lachte wild auf und sprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbanner, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? — Das steht Euerm kurzsichtigen Sinne wohl an! — Doch! — Es soll Euch vergönnt seyn, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, das Ihr nicht ahnet, und das Euch verderblich erfassen kann! — Ich warne Euch indessen vorher, und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüth nicht stark genug seyn könnte, Manches zu ertragen, das mir ein ergötzliches Spiel dünkt."

Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sey, es mit al-

len Geistern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beschwören im Stande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbst-Aequinoctiums, und zwar Schlag zehn Uhr in dem dicht vor dem ***er Thor gelegenen Wirthshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten ins Zimmer, und rief mit donnernder Stimme: „Incubus! — Incubus! Nehmahmihah Scedim!" — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und stand da in voller Uniform.

In demselben Augenblick mußte ich heraus, da die Wache ins Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren Beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden.

„Ich blieb, — sprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger frommer Jüngling, den ich allein fand, — ich blieb nur zurück, um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen zu warnen! — Fern von mir sollen seine fürchterlichen Geheimnisse bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Akt zu seyn, der vielleicht uns Allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich seyn kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jetzt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber — haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach acht Flaschen aus der Tasche zog, die kaum groß genug schien, eine einzige zu fassen? — daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet da stand?" — Es war dem so, wie der Lieutnant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten. —

An dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr Nachts waren wir, so wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirthshause. Der Lieutnant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„In der That, rief dieser, als es schon halb eilf Uhr worden, und O'Malley sich nicht blicken ließ, in der That, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mit sammt seinen Geistern und Teufeln!" „Das thut er nicht," sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley stand unter uns, ohne daß Jemand bemerkt, wie er herein gekommen. — Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er aufschlagen wollen. —

Der Major, wie gewöhnlich in seinen Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, sein Versprechen zu erfüllen, noch Zeit sey, ein Paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt sey, und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Hoho, rief der Hauptmann, das ist wohl Euer Beschwörungsbuch, Major?" — „Allerdings," erwiederte O'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf und lachte in demselben Augenblick so unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn so ganz toll lächerlich bedünken könne.

„Nein, sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, nein, das ist zu arg! — Major, was zum Teufel, wollt Ihr denn Euern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen? — Freunde, Kameraden, schaut doch nur her!"

Du kannst dir, Freund Albert, unser tiefes Erstaunen den-

ken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war, als — Peplier's französische Grammaire! — O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, steckte es in die Mantel-Tasche, und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien, als sonst jemals: „Sehr gleichgültig kann es Euch seyn, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Versprechen zu erfüllen, welches in nichts Anderm besteht, als Euch sinnlich meine Gemeinschaft mit der Geisterwelt darzuthun, die uns umgiebt, ja in der unser höheres Seyn bedingt ist. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft solcher armseliger Krücken bedarf, als da sind: besondere mystische Formeln, Wahl einer besondern Zeit, eines abgelegenen schauerlichen Orts, deren sich armselige kabbalistische Schüler in nutzlosen Experimenten zu bedienen pflegen? — Auf offnem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweisen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine besondere Zeit, und wie Ihr gleich sehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht schauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eurethalben dem erzeigen wollte, der in gewisser Art diesmal Euer Gast seyn soll. — Gäste empfängt man gern im Putzzimmer zur gelegensten Stunde."

Es schlug eilf Uhr; der Major nahm die Fackeln und gebot uns, zu folgen.

Er schritt so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort, und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußsteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt. Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, stand der Major still und mahnte

uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns sonst leicht im Dickigt des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es quer durch im dicksten Gestrippe, so daß bald dieser, bald jener mit der Uniform oder mit dem Degen hängen blieb und sich mit Mühe losmachen mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten. Mondesstrahlen brachen durch das finstre Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinschritt. Es wurde finstrer und finstrer; der Major rief uns zu, still zu stehen, weil er jeden einzeln hinabführen wolle. Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt, und trug mich mehr, als daß ich ging, hinunter in die Tiefe. „Bleibt, flüsterte O'Malley mir zu, bleibt hier ruhig stehen, bis ich den Lieutnant gebracht, dann beginnt mein Werk."

Ich vernahm in der undurchdringlichen Finsterniß die Athemzüge eines dicht neben mir stehenden. „Bist du es, Hauptmann?" rief ich. „Allerdings, erwiederte der Hauptmann; gieb Acht, Vetter, es läuft alles auf dumme Taschenspielerei hinaus; aber es ist ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich säße wieder beim Punschnapf; denn mir beben alle Glieder vor Frost, und wenn du willst, auch vor einer gewissen kindischen Bangigkeit."—

Mir ging's nicht besser, wie dem Hauptmann. Der rauhe Herbstwind pfiff und heulte durch die Mauern, und ein seltsames Flüstern und Aechzen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgescheuchtes Nachtgeflügel rauschte und flatterte um uns her, während ein leises Winseln dicht über den Boden weg zu schleichen schien. — Wahrlich, wir beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unseres Aufenthalts wohl dasselbe

sagen, was Cervantes vom Don Quixote sagt, als er die verhängnißvolle Nacht vor dem Abentheuer mit den Walkmühlen übersteht: „Ein minder beherzter hätte alle Fassung verloren.“ — An dem Wellengeplätscher eines nahen Wassers, und an dem Heulen der Hunde gewahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne von der Lederfabrik befinden mußten, die bei P. dicht an dem Strom gelegen ist. Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die sich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: „Nun sind wir beisammen, und es kann vollbracht werden, was begonnen!“ — Mittelst eines chemischen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht, und steckte sie in den Boden. Es waren sieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallenen Kellergewölbe. O'Malley stellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, so daß er bis an den Gürtel nackt da stand, schlug das Buch auf, und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubthiers, als dem Ton eines Menschen glich, zu lesen: Monsieur, prêtez moi un peu, s'il vous plait, votre canif. — Oui, Monsieur, d'abord — le voilà — je vous le rendrai —

„Nein, unterbrach Albert hier den Freund, nein, das ist zu arg! — Das Gespräch: vom Schreiben, aus Peplier's Grammaire als Beschwörungsformel! — Und ihr lachtet nicht laut auf, und das ganze Spiel hatte nicht auf einmal ein Ende?“ —

Ich, fuhr Viktor fort, ich komme nun zu einem Moment, von dem ich in der That nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn dir darzustellen. Mag deine Fantasie meine Worte beleben! — Immer entsetzlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm stärker brauste, und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit seltsamen, im Fluge wechselnden

Gebilden belebte. — Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirne tropfte; mit Gewalt errang ich Fassung — da pfiff ein schneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen stand ein Etwas —

„Wie, rief Albert, ein Etwas, was meinst du, Viktor? — eine entsetzliche Gestalt?"

Es scheint, sprach Viktor weiter, es scheint heilloser Unsinn, wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte. — Genug, in demselben Moment stieß das Grausen der Hölle seine spitzen Eisdolche mir in die Brust, und ich verlor die Besinnung. — Am hellen Mittag fand ich mich wieder entkleidet auf mein Lager ausgestreckt. Alle Schauer der Nacht waren verschwunden, ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund schlief in dem Lehnstuhl. So wie ich mich nur regte, erwachte der Lieutnant, und bezeugte die lebhafteste Freude, als er mich ganz gesund fand. Von ihm erfuhr ich, daß er, so wie der Major sein düstres Werk begonnen, die Augen zugedrückt und sich bemüht, dem Gespräch aus Peplier's Grammaire fest zu folgen und durchaus sich an nichts weiter zu kehren. Dessen ungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angst erfaßt, er indessen die Besinnung nicht verloren. Dem gräßlichen Pfeifen (so erzählte der Lieutnant) folgte ein wildes wüstes Gelächter. Nun schlug der Lieutnant unwillkührlich die Augen auf und gewahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen und im Begriff stand, den Hauptmann, der entseelt am Boden lag, auf die Schultern zu laden.

„Nehmt Euch Eures Freundes an," rief O'Malley dem Lieutnant zu, gab ihm eine Fackel und stieg mit dem Haupt-

Pagen zu erscheinen. Es geschieht; bald aber wird aus diesem Pagen das reizendste und zugleich verliebteste Mädchen, das den Beschwörer ganz und gar bestrickt. Doch wie Cazotte's gar hübsches Mährlein endigt, das ist mir entfallen. —

Das, fuhr Viktor fort, das thut vor der Hand gar nichts zur Sache, du wirst wohl daran erinnert werden bei dem Schlusse meiner Geschichte, — halt' es meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnißvollen zu Gute, das ich erfahren, wenn Cazotte's Mährchen mir bald ein Zauberspiegel dünkte, in dem ich mein eignes Schicksal erblickte. — War nicht O'Malley für mich jener mystische Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit seinen Künsten verlockte? —

Die Sehnsucht, die in meiner Brust glühte, das furchtbare Abentheuer des Alvarez zu bestehen, erfüllte mich mit Grausen; aber selbst die Schauer dieses Grausens ließen mich erbeben vor unbeschreiblicher Wollust, die ich nie gekannt. Oft regte es sich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren, und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht tödten konnte diese sündhafte Hoffnung der tiefe Abscheu, der dann wieder wie ein Dolch meine Brust durchfuhr. Die seltsame Stimmung, die mein aufgeregter Zustand erzeugte, blieb Allen ein Räthsel; man hielt mich für gemüthskrank, man wollte mich aufheitern, zerstreuen; unter dem Vorwand eines Dienstgeschäfts schickte man mich nach der Residenz, wo die glänzendsten Zirkel mir offen standen. War ich aber jemals scheu und blöde gewesen, so verursachte mir jetzt Gesellschaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern einen entschiedenen Widerwillen, da die reizendste mir nur Biondetta's Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen schien.

Als ich nach P. zurückgekommen, floh ich alle Gemeinschaft meiner Kameraden, und mein liebster Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekostet. Dicht bei den Ruinen stand ich und war, von einer dunkeln Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Gestrüpp hinein zu arbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langsam herausschritt und mich gar nicht zu gewahren schien. Der lange verhaltene Zorn wallte auf; ich stürzte los auf den Major und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er sich meines Vetters halber mit mir schlagen müsse. „Das kann sogleich geschehen," sprach der Major kalt und ernst, warf den Mantel ab, zog den Degen und schlug mir den meinigen beim ersten Gange mit unwiderstehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand. „Wir schießen uns," schrie ich in wilder Wuth, und wollte meinen Degen aufraffen, da hielt mich O'Malley fest, und sprach mit mildem, ruhigen Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: Sey kein Thor, mein Sohn! du siehst, daß ich dir im Kampfe überlegen bin; ehe könntest du die Luft verwunden, als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, dir feindlich gegenüber zu stehen, da ich dir mein Leben verdanke und wohl noch etwas mehr. — Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit sanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall niemand anders Schuld sey als er, der Hauptmann selbst, da er sich, alles Warnens unerachtet, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachsen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, genöthigt durch unzeitigen verhöhnenden Spott. — Selbst weiß ich nicht, was für eine seltsame Zauberkraft in O'Malley's Worten, in seinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht

allein, mich zu beruhigen, sondern mich auch so anzuregen, daß ich ihm willkührlos das Geheimniß meines innern Zustandes, des zerrüttenden Kampfs meiner Seele aufschloß. Die besondere, sprach O'Malley, als er Alles erfahren, die besondere Constellation, die über dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch dich auf dein eigentliches inneres Wesen aufmerksam machen sollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede ist, der sich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was du der Wirkung jener lüsternen Bilder des Dichters zuschreibst, ist nichts, als der Drang zur Vereinigung mit einem geistigen Wesen aus einer andern Region, die durch deinen glücklich gemischten Organismus bedingt ist. Hättest du mir größeres Vertrauen bewiesen, du stündest längst auf einer höheren Stufe; doch nehme ich dich noch jetzt zu meinem Schüler an. — O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeister bekannt zu machen. Ich verstand wenig von dem, was er sprach, indessen lief alles so ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie du sie in den Unterredungen des Comte de Gabalis finden kannst. Er schloß damit, daß er mir eine besondere Lebensweise vorschrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfrist zu meiner Biondetta gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthun werde, sich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugestalten. Mit derselben Hitze, wie Alvarez, versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld, und Alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen. Der Major schwieg einige Augenblicke nachdenklich vor sich hinstarrend, dann erwiederte er: „Es ist gewiß, daß *ein Elementargeist* um Eure Gunst buhlt; das kann Euch fähig

machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach Andere Jahre lang streben. Ich will Euer Horoskop stellen; vielleicht giebt sich Eure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen sollt Ihr mehr erfahren." — Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnißvoll seeliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelassen. Endlich am späten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach und forderte mich auf, ihm zu folgen. Es geht nach den Ruinen? so fragte ich. „Mit nichten, erwiederte O'Malley lächelnd; zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, schauerlichen Orts, noch einer fürchterlichen Beschwörung aus Pepliers Grammaire. Ueberdem darf auch mein Incubus keinen Theil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich." Der Major führte mich in sein Quartier und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verschaffen, mittelst dessen mein Ich dem Elementargeist erschlossen werde, und dieser die Macht erhalte, sich mir in der sichtbaren Welt kund zu thun und mit mir Umgang zu pflegen. Es sey das Etwas, das die jüdischen Cabbalisten: Teraphim nennten. Nun schob O'Malley einen Bücherschrank zur Seite, öffnete die dahinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinet, in dem ich, außer allerlei seltsamen unbekanntem Geräth, einen vollständigen Apparat zu chemischen, oder wie ich beinahe glauben mochte, zu alchymistischen Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Heerde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Heerde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinsetzen und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dies gethan, als der Major schnell, ehe ich's mir versah, mich mit einer Lanzette unter der linken Brust ritzte, und

nur — an meinen Teraphim. Stundenlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tisch gestellt, anschauen, und die Liebesgluth, die in meinen Adern strömte, schien dann, gleich dem himmlischen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüsterner Begier wuchs es empor. Doch eben so schnell zerrann die Gestaltung, als ich sie dachte, und zu der unnennbaren Quaal, die mein Herz durchschnitt, gesellte sich ein seltsamer Zorn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armseliges Spielwerk, von mir zu werfen. Aber indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder, wie ein elektrischer Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe selbst vernichten. Gestehen will ich offen, daß meine Sehnsucht, unerachtet sie einem Elementargeiste galt, sich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenstände der Sinnenwelt, die mich umgab, richtete, so daß meine erregte Fantasie bald dieses, bald jenes Frauenzimmer dem spröden Salamander unterschob, der sich meiner Umarmung entzog. — Ich erkannte zwar mein Unrecht, und beschwor mein kleines Geheimniß, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener seltsamen Krise, die sonst meine tiefste Seele in glühender Liebe bewegte, ja an einer gewissen unbehaglichen Leere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, statt mich ihm zu nähern. Und doch spotteten die Triebe des in voller Kraft blühenden Jünglings meines Geheimnisses, meines Widerstrebens. Ich erbebte bei der leisesten Berührung irgend eines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Schaam erröthen fühlte. — Der Zufall führte mich aufs neue nach der Residenz. Ich sah die Gräfin von L., das anmuthigste, reizendste und zugleich eroberungssüchtigste

Weib, das damals in den ersten Zirkeln B—s prangte; sie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr sehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Netze zu verlocken, ja sie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erschließen, ihr mein Geheimniß zu entdecken, ja ihr das geheimnißvolle Bildlein, das ich auf der Brust trug, zu zeigen.

„Und, unterbrach Albert den Freund, und sie lachte dich nicht wacker aus, schalt dich nicht einen bethörten Jüngling?"

Nichts, fuhr Viktor fort, nichts von allem dem. Sie hörte mich mit einem Ernst an, der ihr sonst gar nicht eigen, und als ich geendet, beschwor sie mich, Thränen in den Augen, den Teufelskünsten des berüchtigten O'Malley zu entsagen. Meine beiden Hände fassend, mich mit dem Ausdruck der süßesten Liebe anblickend, sprach sie von dem dunkeln Treiben der kabbalistischen Adepten so gelehrt, so gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchsten Grad stieg aber mein Erstaunen, als sie den Major den ruchlosesten, abscheulichsten Verräther schalt, da ich ihm das Leben gerettet und er mich dafür durch seine schwarze Kunst ins Verderben locken wolle. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, sey nämlich O'Malley im Begriff gewesen, sich zu erschießen, als ich dazwischen getreten und den Selbstmord gehindert, der ihm dann leid geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, so schloß die Gräfin, der Major gestürzt in psychische Krankheit, so wolle sie mich daraus erretten, und der erste Schritt dazu sey, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere. Ich that das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die schönste Art von einer unnützen Quaal zu befreien glaubte. Die Gräfin müßte das nicht ge-

wesen seyn, was sie wirklich war, hätte sie nicht den Liebhaber lange Zeit schmachten lassen, ohne den brennenden Durst der Liebe zu stillen. So war es mir auch gegangen. Endlich sollte ich glücklich seyn. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Hinterpforte des Pallastes, und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe selbst ausgeschmückt zu haben schien. Hier sollte ich die Gräfin erwarten. Halb betäubt von dem süßen Dufte des feinen Räucherwerks, der im Zimmer wallte, bebend vor Liebe und Verlangen, stand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzstrahl mein innerstes Wesen ein Blick —

„Wie, rief Albert, ein Blick und keine Augen dazu? und du sahst nichts? — wohl wieder eine gestaltlose Gestalt!"

Magst, sprach Viktor weiter, magst du das unbegreiflich finden, genug — keine Gestalt, nichts gewahrte ich, und doch fühlte ich den Blick tief in meiner Brust, und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die O'Malley verwundet. In demselben Augenblick gewahrte ich auf dem Simse des Kamins mein Bildlein, faßte es schnell, stürzte heraus, gebot mit drohender Gebehrde der erschrockenen Dienerin, mich herabzuführen, rannte nach Hause, weckte meinen Paul, und ließ packen. Der früheste Morgen traf mich schon auf dem Rückwege nach P. — Mehrere Monate hatte ich in der Residenz zugebracht; die Kameraden freuten sich meines unverhofften Wiedersehens und hielten mich den ganzen Tag über fest, so daß ich erst am späten Abend heimkehrte in mein Quartier. Ich stellte mein liebes wiedergewonnenes Bildlein auf den Tisch, und warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerstehen vermochte, angekleidet auf mein Lager. Bald kam mir aber das träumerische Gefühl, als umflösse mich ein strahlender Glanz! — Ich

erwachte, ich schlug die Augen auf: wirklich glänzte das Gemach in magischem Schimmer. — Aber — o Herr des Himmels! — An demselben Tische, auf den ich das Püppchen gestellt, gewahrte ich ein weibliches Wesen, die den Kopf in die Hand gestützt, zu schlummern schien. Ich kann dir nur sagen, daß ich nie eine zartere, anmuthigere Gestalt, nie ein lieblicheres Antlitz träumte; dich den wunderbaren, geheimnißvollen Zauber, der dem holden Bilde entstrahlte, in Worten auch nur ahnen zu lassen, das vermag ich nicht. Sie trug ein seidnes feuerfarbnes Gewand, das knapp an Brust und Leib anschließend, nur bis an die Knöchel reichte, so daß die zierlichen Füßchen sichtbar wurden. Die schönsten, bis an die Schultern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Titian, schmückten goldne Spangen; in dem braunen, ins Röthliche spielenden Haar funkelte ein Diamant. —

„Ei, sprach Albert lachend, deine Salamandrin hat keinen sonderlichen Geschmack — röthlich-braunes Haar, und dazu sich in feuerfarbne Seide zu kleiden —"

Spotte nicht, fuhr Viktor fort, spotte nicht, ich wiederhol' es dir, daß von geheimnißvollem Zauber befangen, mir der Athem stockte. Endlich entfloh ein tiefer Seufzer der beängsteten Brust. Da schlug sie die Augen auf, erhob sich, näherte sich mir, faßte meine Hand! — Alle Glut der Liebe, des brünstigsten Verlangens, zuckte wie ein Blitzstrahl durch mein Inneres, als sie meine Hand leise drückte, als sie mir mit der süßesten Stimme zulispelte: Ja! — du hast gesiegt, du bist mein Herrscher, mein Gebieter, ich bin dein! „O du Götterkind — himmlisches Wesen!" so rief ich laut, umschlang sie und drückte sie an meine Brust. Doch in demselben Augenblicke zerschmolz das Wesen in meinen Armen. —

„Wie, unterbrach Albert den Freund, wie um tausend Himmelswillen — zerschmolz?“ — Zerschmolz, sprach Viktor weiter, in meinen Armen; anders kann ich dir mein Gefühl des unbegreiflichen Verschwindens jener Holden nicht beschreiben. Zugleich erlosch der Schimmer, und ich fiel, selbst weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand. Es würde dich ermüden, wenn ich von dem seltsamen Verhältnisse mit dem geheimnißvollen Wesen, das nun begann und mehrere Wochen fortdauerte, mehr sagen sollte, als daß in jeder Nacht der Besuch sich auf dieselbe Weise wiederholte. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte dem träumerischen Zustande nicht widerstehen, der mich befiel, und aus dem mich das holde Wesen mit einem Kusse weckte. Doch immer länger und länger weilte sie bei mir. Sie sprach Manches von geheimnißvollen Dingen, mehr horchte ich aber auf die süße Melodie ihrer Rede, als auf die Worte selbst. Sie litt und erwiederte die süßesten Liebkosungen. Glaubte ich indessen im Wahnsinn des glühendsten Entzückens den Gipfel des Glücks zu erreichen, so entschwand sie mir, indem ich in tiefen Schlaf versank. — Selbst bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Wesens; ja ein Flüstern, ein Seufzen vernahm ich manchmal dicht bei mir in der Gesellschaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer sprach, so daß alle meine Gedanken sich auf meine holde geheimnißvolle Liebe richteten, und ich stumm und starr blieb für das, was mich umgab. Es geschah, daß einst ein Fräulein in einer Gesellschaft sich mir verschämt nahte, um mir den im Pfänderspiel gewonnenen Kuß zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, schallenden Kuß auf meinem

Munde glühen, und zugleich lispelte eine Stimme: Nur mir gehören deine Küsse. Ich und das Fräulein, beide waren wir etwas erschrocken, die Uebrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieser Kuß galt mir indessen für ein Zeichen, daß Aurora (so nannte ich die geheimnißvolle Geliebte) sich nun bald ganz und gar in Leben gestalten und mich nicht mehr verlassen werde. Als die Holde in der folgenden Nacht mir wieder erschien auf die gewöhnliche Weise, beschwor ich sie in den rührendsten Worten, wie die helllodernde Glut der Liebe und des Verlangens sie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu seyn für immer in sichtbarer Gestalt. Sie wand sich sanft aus meinen Armen und sprach dann mit mildem Ernst: Du weißt, auf welche Weise du mein Gebieter wurdest. Dir ganz anzugehören, war mein seligster Wunsch; aber nur halb sind die Ketten gesprengt, die mich an den Thron fesseln, dem das Volk, dem ich angehöre, unterwürfig ist. Doch je stärker, je mächtiger deine Herrschaft wird, desto freier fühle ich mich von der quaalvollen Sklaverei. Immer inniger wird unser Verhältniß, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber ist. Wolltest du, Geliebter, voraneilen dem waltenden Schicksal, manches Opfer, mancher dir bedenklich scheinende Schritt wäre vielleicht noch nöthig." — Nein, rief ich, nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt giebt es für mich, um dich zu gewinnen ganz und gar! — Nicht länger leben kann ich ohne dich, ich sterbe vor Ungeduld, vor namenloser Pein! Da umschlang mich Aurora und lispelte mit kaum hörbarer Stimme: Bist du selig in meinen Armen? „Es giebt keine andere Seligkeit," rief ich, und drückte, ganz Glut der Liebe, ganz Wahnsinn des Verlangens, das holde Weib an meine Brust. Brennende Küsse fühlte ich auf meinen Lip-

pen, und diese Küsse selbst waren melodischer Wohllaut des Himmels, in dem ich die Worte vernahm: Könntest du wohl um den Preis meines Besitzes der Seligkeit eines unbekannten Jenseits entsagen? — Eiskalte Schauer durchbebten mich, aber in diesen Schauern raste stärker die Begier, und ich rief in willkührloser Liebeswuth: Außer dir keine Seligkeit — ich entsage —

Ich glaube noch jetzt, daß ich hier stockte. „Morgen Nachts wird unser Bund geschlossen," lispelte Aurora, und ich fühlte, wie sie verschwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte sie stärker an mich, vergebens schien sie zu ringen, und indem ich bange Todesseufzer vernahm, wähnte ich mich auf der höchsten Spitze des Liebesglücks. — Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführerische Biondetta, erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich gethan in der verhängnißvollen Nacht. Ich gedachte jener heillosen Beschwörung des entsetzlichen O'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes — ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels, ich glaubte mich verloren. — Im Innern zerrissen, sprang ich auf und rannte ins Freie. Auf der Straße kam mir der Major entgegen und hielt mich fest, indem er sprach: „Nun, Lieutnant, ich wünsche Euch Glück. In der That, für so keck und entschlossen hätt' ich Euch kaum gehalten; Ihr überflügelt den Meister!" — Von Wuth und Schaam durchglüht, nicht fähig ein einziges Wort zu erwiedern, machte ich mich los und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich vernahm das Hohnlachen des Satans. — In dem Walde, unfern von jenen verhängnißvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Gestalt, die unter einem Baume gelagert, sich einem Selbstgespräche zu

überlassen schien. Ich schlich behutsam näher und vernahm die Worte: „Er ist mein, er ist mein — o Seligkeit des Himmels! — auch die letzte Prüfung überstand er! — Sind die Menschen denn solcher Liebe fähig, was ist dann ohne sie unser armseliges Seyn!" — Du erräthst, daß es Aurora war, die ich fand. Sie schlug den Schleier zurück; die Liebe selbst kann nicht schöner, nicht anmuthiger seyn. Die sanfte Blässe der Wangen, der in süßer Schwermuth verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloser Lust. Ich schämte mich meiner dunklen Gedanken; — doch in dem Augenblicke, als ich hinstürzen wollte zu ihren Füßen, war sie verschwunden, wie ein Nebelbild. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein Räuspern im Gebüsche, aus dem denn auch alsbald mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth, hervortrat. Kerl, wo führt dich der Teufel her? fuhr ich ihn an. „Ei nun, versetzte er, indem er das lächelnde Fratzengesicht zog, das du kennst, ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht, aber begegnet mag er mir wohl seyn. Der gnädige Herr Lieutnant war so früh ausgegangen und hatte die Pfeife vergessen und den Tabak — da dacht' ich, so am frühen Morgen in der feuchten Luft — Denn meine Muhme in Genthin pflegte zu sagen" — Halt's Maul, Schwätzer, und gieb her! — so rief ich, und ließ mir die angezündete Pfeife reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, als Paul aufs neue ganz leise begann: „Denn meine Muhme in Genthin pflegte immer zu sagen, dem Wurzelmännlein sey gar nicht zu trauen, so ein Kerlchen sey doch am Ende nichts weiter, als ein Incubus oder Chezim, und stieße einem zuletzt das Herz ab. — Nun, die alte Kaffeeliese hier in der Vorstadt — ach, gnädiger Herr Lieutnant, Sie sollten nur sehen, was die für schöne Blumen und Thiere und Menschen

zu gießen weiß. — Der Mensch helfe sich, wie er kann, pflegte meine Muhme in Genthin zu sagen — ich war gestern auch bei der Liese und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mocca — Unser eins hat auch ein Herz — Beckers Dörtchen ist ein schmuckes Ding; aber sie hat so was Besonderes in den Augen, so was Salamandrisches —"

Kerl, was sprichst du, rief ich heftig. Paul schwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: „Ja — die Liese ist dabei eine fromme Frau — sie sagte, nachdem sie den Kaffeesatz beschaut: mit der Dörte habe es nichts auf sich, denn das Salamandrische in den Augen komme vom Präzelbacken, oder dem Tanzboden, doch solle ich lieber ledig bleiben; aber ein gewisser junger gnädiger Herr sey in großer Gefahr. Die Salamander seyen die schlimmsten Dinge, deren sich der Teufel bediene, um eine arme Menschenseele ins Verderben zu locken, weil sie gewisse Begierden — nun! man müsse nur standhaft bleiben, und Gott fest im Herzen behalten — da erblickte ich denn auch selbst in dem Kaffeesatze ganz natürlich, ganz ähnlich den Herrn Major O'Malley." —

Ich hieß den Kerl schweigen, aber du kannst dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei diesen seltsamen Reden Paul's, den ich plötzlich eingeweiht fand in mein dunkles Geheimniß, und der eben so unerwartet Kenntnisse von kabbalistischen Dingen kund that, die er wahrscheinlich der Kaffeewahrsagerin zu verdanken hatte. — Ich brachte den unruhigsten Tag meines Lebens zu. Paul war Abends nicht aus der Stube zu bringen, immer kehrte er wieder und machte sich etwas zu schaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitternacht worden, weichen mußte, sprach er leise, wie für sich betend: „Trage Gott im

Herzen, gedenke des Heils deiner Seele, und du wirst den Lockungen des Satans widerstehen!" —

Nicht beschreiben kann ich, wie diese einfachen Worte meines Dieners, ich möchte sagen auf furchtbare Weise, mein Inneres erschütterten. Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich versank in jenen Zustand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgend eines fremden Prinzips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magische Schimmer. Aurora, in vollem Glanze überirdischer Schönheit, stand vor mir und streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenschrift leuchteten in meiner Seele Paul's fromme Worte. „Laß ab von mir, verführerische Ausgeburt der Hölle!" so rief ich; da ragte aber plötzlich riesengroß der entsetzliche O'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle sprühte, durchbohrend, heulte er: „Sträube dich nicht, armes Menschlein, du bist uns verfallen!" — Dem fürchterlichsten Anblicke des scheußlichsten Gespenstes hätte mein Muth widerstanden — O'Malley brachte mich um die Sinne, ich stürzte ohnmächtig zu Boden.

Ein starker Knall weckte mich aus der Betäubung, ich fühlte mich von Mannesarmen umschlungen, und versuchte, mich mit der Gewalt der Verzweiflung loszuwinden. „Gnädiger Herr Lieutnant, ich bin es ja!" so sprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der sich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. — Ich ließ ihn gewähren. Paul wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, wie sich Alles begeben, endlich versicherte er geheimnißvoll lächelnd, daß er wohl besser gewußt, zu welcher gottlosen Bekanntschaft mich

der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Liese habe ihm Alles entdeckt. Nicht schlafen gegangen sey er in voriger Nacht, sondern habe seine Büchse scharf geladen, und an der Thüre gelauscht. Als er nun mich laut aufschreien und zu Boden stürzen gehört, habe er, unerachtet ihm gar grausig zu Muthe gewesen, die verschlossene Thüre gesprengt und sey eingedrungen. „Da, so erzählte Paul ungefähr in seiner närrischen Manier: da standen der Herr Major O'Malley vor mir, gräßlich und scheußlich anzusehen, wie in der Kaffeetasse, und grinseten mich schrecklich an, aber ich ließ mich gar nicht irre machen, und sprach: Wenn du, gnädiger Herr Major, der Teufel bist, so halte zu Gnaden, wenn ich dir keck entgegen trete als ein frommer Christ, und also spreche: Hebe dich weg, du verfluchter Satan Major, ich beschwöre dich im Namen des Herrn, hebe dich weg, sonst knalle ich los. Aber der Herr Major wollte nicht weichen, sondern grinsete mich immerfort an, und wollte sogar häßlich schimpfen. Da rief ich: soll ich losknallen? soll ich losknallen? Und als der Herr Major immer noch nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war Alles verstoben — Beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr Major Satan und die Mamsell Beelzebub!" —

Die Spannung der verflossenen Zeit, die letzten, entsetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Als ich genas, verließ ich P., ohne O'Malley weiter zu sehen, dessen weiteres Schicksal mir auch unbekannt geblieben. Das Bild jener verhängnißvollen Tage trat in den Hintergrund zurück und verlosch endlich ganz, so daß ich die volle Freiheit meines Gemüths wieder gewann, bis hier —

„Nun, fragte Albert, gespannt von Neugierde und Erstaunen, und hier hast du diese Freiheit wieder verloren? Ich begreife in aller Welt nicht, wie hier —"

O, unterbrach Viktor den Freund, indem sein Ton etwas Feierliches annahm, o mit zwei Worten ist dir Alles erklärt. — In den schlaflosen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überstand, erwachten alle Liebesträume jener herrlichsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Es war meine glühende Sehnsucht selbst, die sich gestaltete — Aurora — sie erschien mir wieder verklärt, geläutert in dem Feuer des Himmels; kein teuflischer O'Malley hat mehr Macht über sie — Aurora ist — die Baronesse! — — „Wie? — was? rief Albert, indem er ganz erschrocken zurückfuhr. — Die kleine, rundliche Hausfrau, mit dem großen Schlüsselbunde, ein Elementargeist — ein Salamander!" murmelte er dann vor sich hin und verbiß mit Mühe das Lachen. —

In der Gestalt, fuhr Viktor fort, ist keine Spur der Aehnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnißvolle Feuer, das aus ihren Augen blitzt, der Druck ihrer Hand — „Du bist, sprach Albert sehr ernst, du bist recht krank gewesen, denn die Kopfwunde, die du erhieltest, war bedeutend genug, um dein Leben in Gefahr zu setzen; doch jetzt finde ich dich so weit hergestellt, daß du mit mir fort kannst. Recht aus innigem Herzen bitt' ich dich, mein theurer, innig geliebter Freund, diesen Ort zu verlassen, und mich morgen nach Aachen zu begleiten." Meines Bleibens, erwiederte Viktor, ist hier freilich länger nicht. — Es sey darum, ich gehe mit dir — doch Aufklärung — erst Aufklärung —

Am andern Morgen, so wie Albert erwachte, verkündete ihm Viktor, daß er in einem seltsamen, gespenstischen Traum

Inhalt des zwölften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Zweiter Theil.

E. T. A. Hoffmann's
Erzählungen
aus
seinen letzten Lebensjahren.

Zweiter Theil.

Datura fastuosa.

(Der schöne Stechapfel.) †)

Erstes Kapitel.

Das Glashaus des Professors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Professorin. Kampf und Entschluß.

In dem Glashause des Professors Ignaz Helms stand der junge Student Eugenius und betrachtete die schönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erste milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenlosen Himmels, strahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenster. Die Blumen, die noch in grüner Wiege schlummerten, rührten sich wie im ahnenden Traum und trieben die saftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Reseda, die immerblühende Rose, der Schneeball, das Veilchen, erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den süßesten, lieblichsten Düften, und hin und wie-

†) Taschenbuch für Liebe und Freundschaft ꝛc. Herausg. von St. Schütze. Frankfurt a. M. 1823 (Fr. Wilmans).

der flatterten schon Vögelein, die sich schüchtern hervorgewagt aus dem warmen Nest, hinan und pickten an die Scheiben, als wollten sie sehnsüchtig den schönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hause verschlossen.

„Armer Helms," sprach Eugenius mit tiefer Wehmuth, „armer alter Helms, alle diese Pracht, alle diese Herrlichkeit schaust du nicht mehr! — Deine Augen schlossen sich für immer, du ruhst in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, du bist unter all' deinen lieben Kindern, die du so treulich hegtest und pflegtest, und keines, dessen frühen Tod du beklagtest, ist gestorben, und nun erst verstehest du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die du nur zu ahnen vermochtest." —

In dem Augenblick klapperte und handthierte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar sehr unter den Blumen und Pflanzen umher. —

„Gretchen, Gretchen!" rief Eugenius, „was machst du denn? ich glaube beinahe, du begießest schon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit, und verdirbst, was ich sorglich gepflegt." — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius," sprach sie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „schelten Sie doch nur nicht, seyn Sie doch nur nicht böse. Sie wissen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hause kein Thau, kein Regen erquickt, schauten mich verschmachtend an, und ich müsse ihnen Speise und Trank reichen." — Naschwerk, fiel ihr Eugenius in die Rede, Naschwerk, Gretchen, verderbliches Naschwerk ist ihnen das jetzt, woran sie erkranken und sterben. Ueberhaupt, du meinst es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber

es fehlt dir ganz an botanischer Kenntniß, und du giebst dir, meines sorgsamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist, denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ordnung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag' einmal, Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden? — „Ja!" rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!" — Siehst du, sprach Eugenius weiter, siehst du nun wohl, Gretchen, daß du nicht einmal deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt du sagen. —

„Galanthus nivalis," sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!" rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm, aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen seyn könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind" — „Bist du es nicht mehr, Gretchen?" fiel ihr Eugenius in die Rede. „Ei nun," erwiederte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man sich doch wohl nicht mehr zu den Kindern." — „Und doch," sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe —"

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite und machte sich mit den Töpfen zu schaffen, die dort auf dem Fußboden standen, sich zu ihnen niederkauernd. —

„Sey nicht böse, Gretchen," fuhr Eugenius sanft fort; „bleibe immer das gute, fromme, liebe Kind, das Vater Helms der bösen Verwandtin entriß, und dann sammt seiner edlen

Frau so hielt, als wär's die eigne Tochter. — Doch du wolltest mir etwas erzählen!"

„Ach," erwiederte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das ist wohl wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünschen, will ich nur alles ganz ehrlich gestehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen so vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und sie, nun, Sie wissen es ja, Herr Eugenius, wir waren sonst Ein Herz und Eine Seele, und spielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her seyn — war Röschen so ernst, so sonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen und sagte, ich sollte sie nicht mehr Röschen nennen, sondern Fräulein Rosalinda. — Ich that das, aber seit dem Augenblicke wurde sie mir immer fremder und fremder — ich hätte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich sie plötzlich mit fremden, stolzen Namen anreden sollte."

Hm, sprach Eugenius, es ist zuweilen etwas in deinen Worten, Gretchen, was ganz seltsam und sonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was du sagen willst, und versteht doch eigentlich nicht, was du gesprochen. Aber das thut der herrlichen botanischen Wissenschaft nicht den mindesten Abbruch, und wenn auch dein Röschen jetzt Fräulein Rosalinda geworden, darfst du doch dich wohl um die Namen deiner Lieblinge, wie sie in der vornehmen, studirten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, sieh' aber nach den Hyacinthen. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht. Aus der Peruque quarrée scheint nicht viel wer-

ben zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im December so stolz blühte, ist schon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor fido läßt sich hübsch an. Den Hugo Grotius, den magst du tapfer begießen, der muß noch tüchtig ins Wachsthum. —

Indem Gretchen, die aufs neue hoch erröthet, als Eugenius sie sein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Lust, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Professorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte sie darauf aufmerksam, wie herrlich schon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der selige Herr Professor beinahe noch höher geschätzt, als die Amaryllis formosissima, weshalb er sie denn auch ganz besonders hege und pflege, seinem theuern Lehrer und Freunde zum steten Andenken.

„Sie haben," sprach die Professorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüth, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen seinen Schülern, die denn so nach und nach ins Haus gekommen sind, hat mein verstorbener Mann so geschätzt, so väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch so verstanden, keiner ist seinem Innersten so verwandt gewesen, keiner so in das recht Wahre und Eigenthümliche seiner Wissenschaft eingedrungen, als Sie. Der junge Eugenius, pflegte er oft zu sagen, ist ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächse, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter seiner Pflege. Ein feindliches, störrisches, ruchloses Gemüth, das ist der Satan, der das Unkraut säet, welches wild aufwuchert, und vor dessen giftigem Hauch die Gotteskinder absterben. — Gotteskinder nannte er ja seine Blumen."

Dem Eugenius standen die Thränen in den Augen. Ja, liebe hochverehrte Frau Professorin, sprach er, diese fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen soll dieser schöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, so lange noch ein Hauch des Lebens in mir ist. — Wenn Sie es erlauben, Frau Professorin, so will ich jetzt, wie es der Herr Professor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen, neben dem Glashause, beziehen, dann hab' ich alles besser im Auge. —

„Eben," erwiederte die Professorin, „eben fiel es mir recht schwer aufs Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieser Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verstehe mich wohl auch recht gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen, und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau, wie ich, mag die so rührig seyn, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Eugenius —"

Wie! rief Eugenius voller Schreck, wie, Sie wollen mich verstoßen, Frau Professorin? —

„Geh," sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen, ins Haus, und hole mir einmal das große Umschlagetuch, es ist doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das einmal ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genöthigt bin. Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr, Sie haben kaum das vierundzwanzigste erreicht, ich könnte füglich Ihre Großmutter seyn, und ich meine, daß

dies Verhältniß unser Beisammenseyn heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die, so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede, hämischer Neckerei bloß stellen würden. Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen, darum ist es nöthig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlassen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterstützen, wie meinen Sohn, und würde dies auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das sind und bleiben meine Kinder."

Eugenius stand da ganz stumm und starr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie sein fernerer Aufenthalt bei der Professorin irgend etwas Anstößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der bestimmte Wille der Professorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis seines ganzen Lebens galt, in dem alle seine Freuden wohnten, verlassen, der Gedanke, daß er nun von seinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, scheiden solle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menschen, denen ein kleiner Kreis, in dem sie sich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wissenschaft oder der Kunst, welche das Eigenthum ihres Geistes worden, den schönsten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens suchen und finden; denen das kleine Reich, worin sie heimathlich sind, die fruchtbare Oase in der großen unwirthbaren freudenleeren Wüste scheint, für die sie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil sie sich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Men-

schen eben ihrer Gesinnung halber in gewisser Art immerdar Kinder bleiben, daß sie ungeschickt, linkisch, ja in dem steifen Gewande einer gewissen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engherzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphta-Flamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns, und ihr stilles harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt, und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde, denn dafür müsse er jeden andern Ort halten, welcher er auch sey.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen.

„Eugenius," sprach sie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhältnissen, wie sie bis jetzt bestanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!" —

„Es ist," fuhr sie fort, als Eugenius sie verwundert anblickte, „es ist gar nicht möglich, daß ein Gemüth, wie das

Ihrige, auch nur das mindeste Mißverständniß hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, daß der Vorschlag, den ich Ihnen so eben machte, keinesweges ein augenblicklicher Einfall, sondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung ist. — Sie sind mit den Verhältnissen des Lebens unbekannt und werden sich nicht so bald, vielleicht nie darein zu schicken lernen. Sie brauchen selbst in dem engsten Kreise des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfnisses abnimmt, der für Sie bis in das Kleinste hinein sorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz sich selbst und der Wissenschaft leben können. Das aber vermag niemand besser als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich seyn und bleiben im strengsten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau! — Gewiß ist Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Priesters uns auch verbunden, in keiner Hinsicht sich in unserm Beisammenseyn etwas ändern wird, es sey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erst in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit desto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius! den Vorschlag, der manchen Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung vernichten, und Ihnen desto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbe-

quemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam hinein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will," sprach die Professorin, „ich will durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund! — entscheiden Sie sich erst dann, wenn Sie sich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sich entschließt, beschlafen müsse."

Damit verließ die Professorin das Glashaus und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts herrlicheres, wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kund gethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wohl an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, das ganz stilles frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rath der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Deliriren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwunden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis des *Professors Helms* die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters

eine junge Grossnichte ins Haus — ein ganz hübsches artiges Mädchen, die aber seine Aufmerksamkeit so wenig erregte, dass er, als sie einige Zeit weggeblieben, und es bald darauf hiess, sie werde zurückkommen und einen jungen Doktor am Orte heirathen, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, dass es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden Segen erflehen wolle. — Nun geschahe es, dass Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Grossnichte, die er sonst so oft im Hause gesehen, ein ganz anderes, höheres Wesen schien ihm die engelschöne Braut. Sie war in weissen Atlas gekleidet. Eng umspannte das reiche Gewand den schlanken Leib und floss dann herab in breiten Falten. Durch kostbare Spitzen schimmerte der blendende Busen, das kastanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar schmückte reizend der bedeutsame Myrthenkranz. Eine süsse fromme Begeisterung strahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels schien über sie hingegossen. Der alte Helms schloss die Braut in seine Arme, dann that die Professorin ein gleiches und führte sie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunst des höchsten Entzückens das Engelskind stürmisch an seine Brust drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den sich niemand kümmerte, wusste nicht, wie ihm geschah. Eiskalt und dann glühendheiss fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchschnitt seine Brust, und doch dünkte ihm, es sey ihm

Noch an demselben Abend wurde die alte beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Zweites Kapitel.

Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmusik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa pudica.

Eugenius war eben beschäftigt, einige Topfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hineintrat. — So wie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte wohl auch ein anderer gethan, der weniger empfänglich für das Bizarre, als der joviale lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlicher Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des seeligen Professors erschlossen, und sogar geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Professors, von indischem mit den buntesten Blumen jeder Art besäeten Zeuge, eben eine solche hohe Mütze auf dem *Kopf, auf deren* Vorderseite gerade ein glühendes Lilium bul-



biferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglingsgesicht in dieser Maske aus, wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre," rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt, „ich glaubte, es spucke hier, und der seelige Professor wandle, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüthen! — Sage, Eugenius, wie kamst du zu dieser Maskerade?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das genaueste nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige seltne Nachtmützen, die ein vollständiges Herbarium vivum ersetzten. Diese wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an besonderen Festtagen aufs Haupt setzen. Selbst der jetzige Anzug sey aber schon deshalb höchst merkwürdig und schön, weil der verstorbene Professor eigenhändig mit unauslöschbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever sich durch näheres Beschauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, so daß solch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in feiner sauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum omphalodes, Daphne mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte aufs neue ausbrechen

in Lachen, doch plötzlich wurde er sehr ernst, schaute dem Freunde tief ins Auge und sprach: „Eugenius! — Wär' es möglich — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders seyn, als ein possenhaftes albernes Gerücht, das der böse Leumund dir und der Professorin zum Hohn ausstreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man sagt, du würdest die Alte heirathen?“

Eugenius erschrak ein wenig, dann versicherte er aber mit niedergeschlagenen Augen, daß allerdings wahr sey, was man spreche.

„So hat mich,“ rief Sever in vollem Eifer, „so hat mich das Schicksal zur rechten Stunde hergebracht, dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an dessen Rande du stehst! — Sage, welch' ein heilloser Wahnsinn hat dich ergriffen, daß du dein Selbst in der schönsten Zeit verkaufen willst für ein schnödes Handgeld?“ — So wie es dem Sever zu geschehen pflegte bei solcher Gelegenheit, er sprudelte auf, erhitzte sich selbst immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünschungen ausstieß gegen die Professorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf setzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, still zu schweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrausende Hitze hatte dem Eugenius seine ganze Haltung wieder gegeben. Er setzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältniß auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache sich von Haus aus gestaltet, und schloß endlich mit der Frage: welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Professorin eben ganz unbedingt sein Lebensglück machen werde?

„Armer Freund,“ sprach Sever, der nun auch wieder

ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverständnissen hast du dich versponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die fest geschürzten Knoten zu lösen, und dann, erst aus den Banden gerettet, wirst du den Werth der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!" „Nimmermehr," rief Eugenius, „mein Entschluß steht fest. Du bist ein unseliger Weltling, wenn du zweifeln kannst an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigste aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!"

„Höre," sprach Sever, „du nennst dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil bist du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrnen das Uebergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magst du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich dich versichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst in der ganzen Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur dein Glück, aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrthum befangen. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des Andern. Was sie selbst lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestaltung ist ihnen der Prototypus, nach dem sie das, was in des Andern Brust verschlossen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Professorin kenne in all' ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß sie nie heftiger Leidenschaft fähig war, daß sie jenes Phlegma von jeher besaß, welches die Mädchen

und Frauen lange hübsch erhält, denn in der That noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma selbst war, wissen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nächst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in sich trugen, so mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es ist kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätscheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaste auf den herrlichsten Moccakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den sie aus zum Feuertode verdammten Collektaneen des Seligen zugeschnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wenn nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?" —

„Du meinst," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen — Krankheit" —

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glasfenster einmal ein paar Augen hineinblicken, von deren feuri-

gem Strahl die Kruste schmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen" —

„Ich verstehe dich nicht!" rief Eugenius.

„Und," sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider solche Strahlen schützt kein botanischer Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. — Und — abgesehen von dem, was sich in der Art Verderbliches ereignen kann, so lastet von Haus aus in diesem wahnsinnigen Bündniß der ärgste aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüthe des Lebens erkrankt und abstirbt — es ist der Fluch des Lächerlichen." —

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund sagen wollte; er war im Begriff, sich so viel möglich belehren zu lassen über die unbekannte Region, von der Sever schwatzte, als die Professorin hineintrat.

Ueber Severs Antlitz zuckten tausend ironische Fältchen, ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Professorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Wesen und Verhältnisse im Leben, von denen der gemeine Weltsinn nichts wisse, nichts ahne.

Es sey hier gesagt, daß die Professorin beim ersten Anblick Jeden seltsam wohlthuend ansprechen mußte, dessen Sinn nicht verschlossen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue.

wie er aus Albert Dürer's Matronen spricht; denn einer solchen Matrone glich die Professorin ganz und gar. —

Also Sever verschluckte das spitze Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und selbst dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Professorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. —

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gastlichkeit der alten Frau, der besondere Zauber der edelsten Frauenwürde, der über ihr ganzes Wesen verbreitet, hatte ihn so befangen, daß er in seiner tiefsten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider seinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich seyn in dem widersinnigen Verhältniß mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft. —

Doch! — wohl geschieht es im Leben, daß eine ausgesprochene böse Ahnung eintrifft im nächsten Moment, und so begab es sich denn auch, daß sich schon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, dessen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünschung. —

Eugenius seltsamer Bräutigamsstand war bekannt geworden, und so konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch besuchte, ihn Alle mit lachenden Gesichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppeltreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun scholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe süße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. s. w.

Dem Eugenius stieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Bursche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er stieß ein garstiges Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius, mit geballter Faust schlug er seinem Widersacher ins Gesicht, daß er rücklings überstürzte. Er raffte sich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenstock, mehrere thaten ein Gleiches, da sprang aber der Senior der Landsmannschaft, zu der beide, Eugenius und der Bursche, der ihn beschimpft, gehörten, dazwischen und rief stark: Halt! — seyd ihr Straßenbuben, daß ihr Euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht Euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer seine Braut ist. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unsrer Aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar so plebejisch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat; rührt sich aber jetzt einer, so hat er es mit mir zu thun. Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hause. „Du bist," sprach er dann zu Eugenius, „du bist ein braver Junge, du konntest nicht anders handeln. Aber du lebst zu still, zu eingezogen, man sollte dich beinahe für einen Tuckmäuser halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts seyn; fehlt es dir auch nicht an Muth, so hast du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell ist einer unsrer besten geübtesten Schläger, der setzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht seyn, ich schlage mich für dich, ich fechte deine Sache aus; du kannst darauf bauen." Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst du wohl," sprach Sever, „siehst du wohl, wie meine Prophezeihungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?"

„O schweige," rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein ganzes Wesen ist zerrissen! — Gott im Himmel! — welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Jähzorn! — Ich sage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!"

„Nun," sprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein."

„Bleibe weg," fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner gepriesenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange sorgliche Mühe schuf. — O mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, todt vor meinen Füßen lägen."

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willst dich schlagen?" so fragte Sever ganz erstaunt; Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Muth und Entschlossenheit das ersetzen würden, was ihm an Geschicklichkeit abginge. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigste dem Geschickten unterliegen müsse. Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzufügte, daß er im *Stoßen vielleicht* geübter sey, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat Recht, du bist ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod sollst du nicht gehen, ich bin dein Secundant und werde dich schützen, wie ich es nur vermag." —

Leichenblässe lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus seinen Augen flammte ein düstres Feuer, und seine ganze Haltung war fester Muth, die Ruhe der Entschlossenheit selbst.

Nicht wenig erstaunte Sever und eben so der Senior, als Eugenius sich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem sein Gegner beim ersten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geschickter Stoß in die Brust, daß er zusammenstürzte.

Eugenius sollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch sey. Marcell, den man für todt gehalten, erholte sich wieder, und nun erst, da der Wundarzt erklärte, Rettung sey möglich, begab sich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hause. „Ich bitte dich," rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anstatt des friedlichen Eugenius stehet ein gewaltiger Mensch vor mir, welcher stößet wie der vortrefflichste Senior, und eben so viel Muth und Gelassenheit hat, als dieser." — „O mein Sever," erwiederte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hättest Recht, möchte Alles nur ein böser Traum seyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht schleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finstern wilden Geistern." —

„Und," fuhr Sever fort, „und diese finstre wilde Geister, die jedes Paradies zerstören, was sind die anders, als die Mißverständnisse, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beschwöre dich, laß ab von einem Entschluß, der dich verderben wird! — Ich sprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirst du ihn empfinden. Du bist brav, entschlossen, und es ist vorauszusehen, daß du, da nun einmal es unmöglich ist, das Lächerliche deines Verhältnisses mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal schlagen wirst deiner Braut halber. Aber je mehr dein Muth, deine Treue sich bewähren mag, desto schärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines studentischen Heldenthums verbleicht in der absoluten Philisterei, die die alte Braut über dich bringen muß." —

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu schweigen, die unabänderlich in seinem Innern fest stehe, und versicherte nur noch auf Befragen, daß er seine Fechtkunst lediglich dem verstorbenen Professor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der älteren Zeit, ungemein auf diese Kunst und überhaupt auf das, was in studentischer Sprache „Comment" heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, schon der Bewegung halber, sich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müssen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden besucht, hinlängliche Uebung gekommen. —

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Professorin ausgegangen und nicht zu Mittage, sondern erst am Abende nach Hause kommen werde, da sie gar Vieles in der Stadt zu besorgen. Ihm fiel dieses deshalb ein wenig auf, weil es ganz

aus der Gewohnheit, aus der Lebensweise der Professorin lag, das Haus auf so lange Zeit zu verlassen.

Vertieft in ein wichtiges botanisches Werk, das ihm eben erst zur Hand gekommen, saß Eugenius in dem Studierzimmer des Professor Helms, das nun das seine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das sich am Morgen begeben, beinahe vergessen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald darauf trat die Professorin in Eugenius Zimmer. Er erstaunte nicht wenig, sie in dem vollen Staat zu sehen, den sie nur an hohen Festtagen anzulegen pflegte. Das schwere faltenreiche Kleid von schwarzem Moor, reichlich mit schönen Brabanter Spitzen besetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben solche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Gestalt der Professorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Ansehen.

Eugenius sprang auf von seinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erscheinung trat, selbst wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in seiner Seele hervor, und unwillkührlich aus der tiefsten Brust rief er: O mein Gott!

„Ich weiß," sprach die Professorin mit einem Ton, der in erkünstelter Ruhe nur zu sehr die tiefste Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat sich auch einmal meinethalber schlagen müssen, als ich seine Braut, ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheirathet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß Niemandes Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders seyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu

fassen, was sich auf jener dunkeln Kehrseite des Lebens begiebt, die ihr, will sie Weib seyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschifft hat, erzählt, und nicht weiter forschen! — Noch von anderm ist hier aber die Rede. — Ach, so sollte man, — ist die Sinnenlust der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst nicht mehr verstehen, sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach! — als mein Helms sich um meinetwillen schlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, man nannte mich schön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott begeifert. — Nein, das darf, das soll nicht seyn! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müssen uns trennen!" —

„Nimmermehr," schrie Eugenius, indem er der Professorin zu Füßen stürzte und ihre Hände an seine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht verspritzen für meine Mutter?" — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückseliger," fuhr er dann plötzlich auf, „ist nicht alles zerstört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon todt — in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängniß." —

„Seyn Sie ruhig," sprach die Professorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „seyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr, der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rektor zugebracht. Er hat sich mit dem Senior Ihrer Landsmannschaft, mit dem Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, besprochen. — „Das ist keine gemeine alberne Rauferei," sprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen."" —

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in dem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verherrlichen schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes Murmeln und leises Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend im Grimm lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: Wollt ihr, so werde ich euch beistehn in dem saubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird sich dann auch Keiner wei-

gern, mit mir ein Tänzchen zu machen, so lange als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann! —

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius aus dem Fenster blickend, erkannte im Laternenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verlassen.

„Ich weiß nicht," sprach die Professorin, als die paar alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unserm Gretchen ist, warum sie geweint hat, wie im trostlosesten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um sie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes liebes Töchterlein!" — So sprach die Professorin, und schloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja," sprach Eugenius, „Gretchen ist unser gutes liebes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen." Damit zog er sie zu sich hin, und drückte, was er sonst bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos sank Gretchen in seinen Armen zusammen.

„Was," rief Eugenius, „was hast du, Gretchen? — Bist du denn eine kleine Mimosa *), daß du zusammenfährst, wenn man dich anrührt?"

„Das arme Kind ist gewiß krank, der feuchte kalte Dunst in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;" so sprach die Professorin, indem sie der Kleinen die Stirne rieb mit stärkendem Wasser. Gretchen schlug die Augen auf mit einem tiefen

*) Mimosa pudica — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen sich bei der geringsten Berührung zusammen.

Seufzer, und meinte, es sey ihr plötzlich gewesen, als bekäme sie einen Stich ins Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber. —

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors und studirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geschah Punkt sieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dies Zimmer begab sich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum Guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Gespräch wurde es acht Uhr, dann stieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis eilf Uhr. Dann kleidete er sich an und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz,“ rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche

zu loben pflegte, wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitre gute Gemüth meines Seligen!" — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längst bekannt, doch wieder aufs neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors geleert wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr Abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius ertheilte dann ein Paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Professorin, dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen, um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors, von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamerem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche einfache Leben fort, aus dem sich Eugenius nicht hinaussehnte, in dem ihm sein ganzes Wirken und Seyn eingeschlossen schien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsstoff sich im Innern gebähren, wenn der Geist, seinen eignen Organismus verkennend, im unseligen Mißverständniß den Bedingungen des Lebens widerstrebt. Krankheit zu nennen

war nämlich die hypochondrische Selbstgenügsamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erstarrte, und die, immer mehr ihm seine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer seinem engen Kreise lag, kalt, schroff, scheu erscheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Gesellschaft seiner Gattin Mutter das Haus verließ, so kam er aus aller Berührung mit seinen Freunden; Besuche vermied er auf das sorglichste, und selbst Severs, seines alten treuen Freundes, Gegenwart beängstete ihn so sichtlich, daß dieser auch wegblieb.

„Es ist nun einmal so mit dir gekommen, du bist und mußt nun todt seyn für uns. — Ein Erwachen würde dich erst recht tödten!" —

So sprach Sever, als er das letztemal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe sagen wollen.

Die Spuren des geistigen Verkränkelns zeigten sich auch bald auf Eugenius todtbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloschen, er sprach die matte Sprache des Engbrüstigen, und sah man ihn in dem Ehrenkleide des verstorbenen Professors, so mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus seinem Rock, und selbst wieder hineinwachsen. Vergebens forschte die Professorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, sich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe; er versicherte indessen, daß er sich niemals wohler gefühlt. —

Eugenius saß eines Tages in der Gartenlaube, als die Professorin hineintrat, sich ihm gegenüber setzte, und ihn stillschweigend betrachtete. Eugenius schien, in ein Buch vertieft, sie kaum zu bemerken.

„Das," begann endlich die Professorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!"

Eugenius fuhr, beinahe erschreckt durch den fremdartigen scharfen Ton, in dem die Professorin jene Worte sprach, von seinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Professorin sanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen sich der Welt ganz und gar, es ist Ihre Lebensweise, die Ihre Jugend verstört! Ich, meinen Sie, sollte nicht tadeln, daß Sie in klösterlicher Einsamkeit sich einschließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wissenschaft leben, aber es ist dem nicht so. Fern sey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre schönsten Jahre einem Verhältniß opfern sollten, das Sie mißverstehen, indem Sie dies Opfer bringen. Nein, Eugenius, hinaus sollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann."

Eugenius versicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreise, der seine einzige Heimath sey, liege, einen innern Abscheu hege, daß er sich wenigstens unter den Menschen beängstet, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wisse, wie er es anfangen solle, hinauszutreten aus seiner Einsamkeit.

Die Professorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, sagte ihm nun, daß der Professor Helms eben so, wie er, das einsame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet sehr oft und in seinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewisses Kaffeehaus besucht, in dem sich meistens Gelehrte, Schriftsteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So sey er stets mit der Welt, *mit dem Leben* in Berührung geblieben, und oft habe er dort

durch mancherlei Mittheilungen reichlich geärndtet für seine Wissenschaft. Ein gleiches solle Eugenius thun.

Hätte die Professorin nicht darauf bestanden, schwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, sich wirklich hinauszuwagen aus seiner Klause.

Das Kaffeehaus, dessen die Professorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der schriftstellerischen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu besuchen pflegten, so daß in den Abendstunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie seltsam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erstenmal sich in diesem Gewühle befand. Doch fühlte er seine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand sich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakzimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke, und den mannigfachen Gesprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verrieth. Er stand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen, je mehr er sich deshalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und

Zorn, desto wunderlicher wurde das Deutsch, das er herausstotterte. Endlich rief er auf Spanisch: Der Mensch tödtet mich mit seiner Dummheit. Eugenius verstand das Spanische sehr gut, und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden und erbot sich, den Dolmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes Glück halte, auf Jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wohl die herrlichste sey, die es gäbe. Er rühmte Eugenius Aussprache und schloß damit, daß die Bekanntschaft, die er der Gunst des Zufalls verdanke, fester geknüpft werden müsse, welches nicht besser geschehen könne, als bei einem Glase des geistigen feurigen Weins, der auf dem vaterländischen Boden wachse.

Eugenius erröthete über und über, wie ein verschämtes Kind; als er indessen ein Paar Gläser von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen lassen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die sein Inneres durchströmte, eine ganz besondere Lust an des Fremden lebensheiterm Gespräch.

„Er möge," begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick stillschweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun gestehe, daß bei dem ersten Blick er sich über sein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Gesicht, seine ganze Bildung, stehe nämlich mit seiner bis zum Bizarren altfränkischen Kleidung in solch wunderlichem Widerspruch, daß er ganz besondere Beweggründe vermuthen müsse, die ihn nöthigten, sich auf diese Weise zu verunstalten."

Eugenius erröthete aufs neue, denn einen flüchtigen Blick auf seinen zimmtfarbnen Aermel, mit den goldbesponnenen Knöpfen auf dem Aufschlag, werfend, fühlte er selbst lebhaft, wie seltsam er abstechen müsse gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode schwarz gekleidet, mit der feinsten, blendend weißen Wäsche, mit dem Brustnadelbrillant, die Eleganz selbst schien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer seinem Charakter läge, jemanden seine Lebensverhältnisse abzufragen, indessen flöße ihm Eugenius ein solches hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blasses abgehärmtes Gesicht spräche dafür, und das altfränkische Kleid sey gewiß das Geschenk irgend eines alten Mäzens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten bei Seite zu setzen und so offen zu seyn, als er es gegen den innigsten bewährtesten Freund seyn würde."

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständniß, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden, veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältniß, er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sey auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage möge fortdauern, so lange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam alles angehört; dann sprach er mit bedeutendem, scharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie, und glaubte in dieser Einsamkeit, die Andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wogen des Lebens laut auf, und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor, und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das Leben, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hineintönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage," sprach Sever, „sage mir um des Himmelswillen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehause? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu siehst du ganz erregt, erhitzt aus, als hättest du ein Glas Wein zu viel getrunken!"

Eugenius erzählte, wie alles gekommen, wie die Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch," rief Sever, „was doch die alte Professorin für einen Scharfsinn hat fürs Leben! In der That, sie sieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen! — O der klugen weisen Frau!"

„Ich bitte dich," erwiederte Eugenius, „schweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich so eben verließ."

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er ist übrigens ein Spanier und Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, der seit Kurzem angekommen, und das schöne Landhaus vor der Stadt bezogen hat, das sonst, wie du weißt, dem bankerott gewordenen Bankier Overbeen gehörte. — Doch, das wirst du schon alles wissen von ihm selbst."

„Mit nichten," erwiederte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen."

„Das ist," sprach Sever lachend weiter, „das ist der wahre Weltbürgersinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies, und ist ganz gewiß ein Spitzbube, denn so oft ich ihn sah, fiel mir an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich ihn schon auf ganz besonderen Wegen. — Hüte dich — nimm dich in Acht, o mein frommer Professorssohn!"

„Nun merk' ich wohl," sprach Eugenius voller Unmuth, „daß du es darauf abgesehen hast, mich durch deine lieblosen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber du sollst mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern spricht, die ist es, der ich allein traue, der ich allein folge."

Freunde bewegt, geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich aufs Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich früher entsetzt haben würde. — Matt und abgespannt, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit, fühlte er sich dann am Morgen, und erst wann die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt, kamen alle Geister des wildverstörten Lebens in ihm zurück, die unwiderstehlich ihn forttrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehause, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Professorin entgegen, und in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannt wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem sich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jünglinge vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es seyn, daß die Alte, die Bedingnisse des Jugendlebens zu sehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maaß überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Hange überlassen, in ihm erregte. Wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Strafpredigt endlich schloß mit einem kalten beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!" da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armseliger Schulknabe! wirst du nie der Zuchtruthe entrinnen?" — So sprach eine Stimme in seinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmuth, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüth verschließt gern sich in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkührlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus

dem ihm balsamische Düfte entgegenströmten. Er schaute hinein und blieb im tiefsten Erstaunen festgewurzelt stehen.

Ein mächtiger Zauber schien die Bäume, die Gebüsche der entferntesten verschiedensten Zonen hieher versetzt zu haben, die im buntesten Gemisch der seltsamsten Farben und Gestaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entsprossen. Die breiten Gänge, die den magischen Wald durchschnitten, faßten fremde Gewächse, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und selbst Blumen, die er wohl gezogen im eignen Treibhause, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er sie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinschauen bis zu einem großen runden Platz, in dessen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Krystallstrahlen hoch in die Höhe spritzte. Silberpfauen stolzirten daher, Goldfasane badeten sich in dem Feuer der Abendsonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (schöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in solch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Gestaltung dachte, die dasselbe Gewächs in seinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Professorin, und allen Unmuth vergessend, dachte Eugenius eben: Ach! — könnte die gute Mutter solch' eine Datura in den Garten bekommen! — Da schwebten, wie von den Abendlüften getragen, süße Akkorde eines unbekannten Instruments aus den fernen Zaubergebüschen, und leuchtend stiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag, es war eine spanische Romanze, die die Verborgene sang.

Aller süße namenlose Schmerz der innigsten Wehmuth, alle Gluth inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Kniee gesunken und hatte den Kopf fest angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die sich dem Gatterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden. —

Unerachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken sprach sie mit leiser schüchterner Stimme: Guten Abend, Herr Eugenius! — „Was ist dir," rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Beklommenheit auffiel, „was ist dir, Gretchen? — Schau mich doch an!"

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was ist dir, liebes Gretchen," wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen," sprach Eugenius in der schmerzlichsten Theilnahme, „um des Himmels willen, was hast du, was ist dir geschehen, mein liebes Gretchen? — Du bist krank, sehr krank! — Komm, setze dich, vertraue mir alles!"

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr, und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!"

Dem Rosenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief, der Schmerz schien gebrochen, und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmuth sie zu durchdringen.

„Ich bin," lispelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes einfältiges Ding, und es ist alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch," rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so — doch ist es so!"

„So fasse," sprach Eugenius ganz bestürzt, „so fasse dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böses geschehen, was dich so tief erschüttert hat."

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sey und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach diesem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, alles, alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem *Herrn* Eugenius recht gut sey. Recht aus der Seele habe sie

erwiedert: O ja, recht von Herzen! Da sey der Fremde dicht an sie herangetreten, und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen niederschlagen müssen. Noch mehr! recht frech und unverschämt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: du niedliche hübsche Kleine, ja recht gut seyn, recht gut seyn! und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sey die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sey, und als sie erwiedert: ja, es sey die Mutter, recht höhnisch gerufen: Ey, die schöne Frau! — Du bist wohl eifersüchtig, Kleine? — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge gefaßt, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," sprach nun Eugenius, „aber in diesem Allem, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr," brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Waizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —"

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überrascht, niemand anders gewesen seyn konnte, als der Spänier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig:

ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe?

Da strömte Alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlossen, wortkarg, ja zuweilen so ernst und finster sey, daß sie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr sie seines Unterrichts würdige, der ihr ach so lieb, ja wohl das Beste gewesen, was sie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den schönen Gewächsen und Blumen habe — ach! daß er gestern auf die so herrlich blühenden Balsaminen, die sie allein so sorgsam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenstrom erstickte Gretchens Worte.

„Sey ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!" — So wie Eugenius diese Worte sprach, fiel sein Blick auf Gretchen, die sich von der Bank, auf der sie gesessen, erhoben, und als zerstreuten sich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erst, daß nicht ein Kind, daß eine sechszehnjährige Jungfrau in der höchsten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm stand. — In seltsamer Ueberraschung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich sich ermannend, sprach er leise: „Sey ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden," und schlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abscheu gegen den Fremden, des Jünglings Brust auf besondere Weise bewegt, so war eben deshalb sein Groll gegen die Professorin gestiegen, der er in seiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuschrieb.

Als er nun zur Professorin hineintrat, und diese ihn an-

reden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valies, geurtheilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maasstab einer alten Professorsfrau zu klein sey für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!" rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht," sprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht!" —

„Ja!" rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius! Schon hat der Böse Macht über Sie, schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! — Eugenius! lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken, es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört" —

„Soll ich," unterbrach Eugenius die Professorin erbittert, „soll ich begraben seyn in diesen öden Mauern? — soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmlosen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?"

„Nein," rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein, aber —" In dem Augenblick trat Gretchen hinein, und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wolle, alles sey bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster, keines Wor-

tes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund

Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein mohrischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entstiegen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem lusterfüllten Gemüth.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Bankiers Overdeen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sey. Gütig wolle ihn heute Abend sein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur schauen, was er sonst nur aus Beschreibungen und Bildern gekannt. Weitläuftig sprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büsche, nannte ihre Namen, gab sein tiefstes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie das heimathliche *Clima* hätten entbehren und hier aufgezogen werden können.

Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächse, und versicherte, daß alles in diesem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich sey, daß er z. B. in seinem Leben keine solche Datura fastuosa gesehen, wie sie im Garten blühe. Der Graf müsse geheimnißvoller Zaubermittel mächtig seyn, denn gar nicht zu begreifen wäre sonst, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf sich hier aufhalte, habe bewerkstelligt werden können. Dann sprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüschen entschwebten, und erschöpfte sich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in seiner Freude, in seinem Entzücken nicht, daß er allein sprach, und daß die Professorin und Gretchen stumm und in sich gekehrt da saßen.

Als er die Mahlzeit geendet, sprach die Professorin, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, sehr ernst und gelassen: „Sie befinden sich in einem sehr aufgeregten bedrohlichen Zustande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit so vielem Eifer beschreiben, und dessen Wunder Sie bösen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuschreiben, hatte schon seit vielen, vielen Jahren dieselbe Gestalt, und diese seltsame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Gestaltung ist das Werk eines fremden kunstreichen Gärtners, der in Overdeens Diensten stand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künstlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengesetzte in abentheuerlicher Mischung zusammenzubringen, beklemme ihm das Herz.“ —

Eugenius zählte die Minuten; endlich sank die Sonne, und er durfte sich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens ist geöffnet, und der Diener steht bereit, das Opfer zu empfahen!“ So rief die Professorin im Schmerz und Zorn; Eugenius versicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens gesund und unversehrt zurückzukommen hoffe.

Der Mensch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz schwarz, ganz abscheulich ausgesehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar,“ sprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer selbst, oder wenigstens sein erster Kammerdiener gewesen seyn? Gretchen, Gretchen! fürchtest du dich noch vor dem Schornsteinfeger?“ Gretchen schlug erröthend die Augen nieder, Eugenius entfernte sich schnell.

Vor lauter Bewunderung der botanischen Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu sich selbst kommen.

„Nicht wahr,“ sprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die du nicht kanntest. Hier sieht es anders aus, als in deinem Professors Garten.“

Es ist zu bemerken, daß der enger geschlossene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte. —

„O sprich,“ erwiederte Eugenius, „sprich nicht von dem armseligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühsam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloses Leben hingeschmachtet habe! — O diese Pracht — diese Gewächse, diese Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!“ —

Fermino meinte, daß wenn Eugenius sich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) sehr gern *vermitteln* werde, jener Wunsch leicht erfüllt werden könne, in

so fern es ihm möglich, sich von der Professorin wenigstens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch," fuhr Fermino fort mit spöttelndem Tone, „doch das ist wohl nicht möglich. Wie sollte solch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe schwärmen und sich nur einen Augenblick seine Seligkeit rauben lassen. — Ich habe gestern deine Frau gesehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues muntres Weiblein. — Es ist doch erstaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier sind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken, ohne in Flammen zu gerathen! — Du bist doch nicht eifersüchtig?" —

Der spitze tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Brust. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er sich darauf ein, über sein eigentliches Verhältniß mit der Professorin zu sprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber aufs neue stand es auch klar vor seiner Seele, daß ein falscher, täuschender Traum ihn, den unerfahrnen Jüngling, um sein Leben betrogen. Er schwieg, doch die brennende Röthe, die sein Gesicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung seiner Worte verrathen.

„Schön," sprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „schön ist es hier und herrlich, es ist wahr, aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in deinem Garten fand ich gestern etwas, was alle Pflanzen, Gewächse, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anders im

Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauset. Wie alt ist die Kleine?"

„Sechszehn Jahre, glaub' ich," stotterte Eugenius.

„Sechszehn Jahre!" wiederholte Fermino, „sechszehn Jahre! — hier zu Lande das schönste Alter! — In der That, als ich das Mädchen sah, wurde mir manches klar, mein lieber Eugenius! Euer kleiner Haushalt ist wohl recht idyllisch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte ist zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt — sechszehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unschuldig seyn mag?" —

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel," fuhr er den Spanier zornig an, „sündlicher Frevel ist deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüh gleicht, nicht zu beflecken vermag."

„Nun nun," sprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun nun, ereifre dich nur nicht, mein junger Freund! der reinste klarste Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigsten auf, und diese Bilder — doch ich merke, daß du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher."

In der That malte sich auf Eugenius Gesicht bittrer Unmuth, der ihn ganz verstörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermino, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieser Fermino als ein satanisches Prinzip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meereswogen anschwellende Akkorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme

ertönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmuth in des Jünglings Brust entzündet.

„O Herr des Himmels!“ rief der Jüngling, indem er erstarrt stehen blieb.

„Was ist es?“ fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an, mit Blicken, die in sein Innerstes dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erst alle süße Wehmuth der gepreßten Brust entsteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint,“ sprach Fermino lächelnd, „dich scheint der Gesang sehr zu ergreifen!“

„Woher,“ rief Eugenius begeistert, „woher diese Töne des Himmels? — Keiner Sterblichen Brust kann ihre Heimath seyn.“

„Doch,“ sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landessitte Romanzen singend und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge lustwandelt.“

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm, aus dem dunklen Gebüsch, so, daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Wesens, der volle sonore Silberklang der tiefen Stimme, alles dieses verrieth, daß sie unter heiterm südlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen solche Reize seyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrnen Jüngling ist jener unbeschreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Wesen, der auf schon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu diesem Ausdruck gesellt sich denn noch jene geheimnißvolle Kunst, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck so zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmonisches Ganzes jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieser Hinsicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe selbst, so mußt' es wohl geschehen, daß ihre Erscheinung den schon durch den Gesang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino stellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbnen Freund, der das Spanische vollkommen verstehe und spreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker sey, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius stammelte einige unverständliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechselten. Gabriela faßte den Jüngling scharf ins Auge, dem zu Muthe war, als müsse er hinsinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing sich in des Jünglings Arm, indem sie mit holder Anmuth erklärte, daß sie auch ein wenig von der Botanik verstehe, über manches wunderbare Gesträuch aber gern belehrt seyn wolle, und daher darauf bestehen müsse, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor süßer Angst wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde seine Brust, als die Gräfin nach dieser, jener seltsamen Pflanze fragte, und er sich in

wissenschaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den süßen Hauch der Gräfin an seiner Wange spielen; die elektrische Wärme, die sein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloser Lust, er kannte sich selbst nicht mehr in der Begeisterung, die ihn plötzlich umgeschaffen zu einem ganz andern Wesen.

Immer dichter, immer schwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit seyn werde, den Grafen in seinen Zimmern aufzusuchen. — Eugenius, ganz außer sich selbst, drückte der Gräfin Hand stürmisch an die Lippen und schritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die seine Brust noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geschenke. Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war schon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmuth, wie damals geschmückt, aufs neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie,“ sprach das Bild mit süßer Stimme, „wie, du wähnst dich fern von mir? — du zweifelst, daß ich dein bin? — du glaubst, daß das Glück deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit

blühenden Myrthen ist die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!" —

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raserei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfassen, da bannte ihn ein eisiger Starrkrampf fest, so daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängstliche Todesseufzer ausstoßend.

Mühsam entwand sich der Brust des Jünglings ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja so ängstlich!" —

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumerischen Zustand, die helle Sonne schien ihm ins Gesicht. Es war die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun sagte, daß der fremde spanische Herr schon da gewesen und mit der Frau Professorin gesprochen, die sich unten im Garten befinde und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius sehr besorgt gewesen, da sie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee stehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete sich schnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum gesetzt, mit aller Gewalt bekämpfend. —

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Professorin im Garten antraf, wie sie vor einer wunderbarherrlichen Datura fastnosa stand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den süßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei," rief sie dem Eugenius entgegen, „ei, Sie Lang-

schläfer! — Wissen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund schon
hier gewesen ist, und Sie zu sprechen verlangt hat? — Nun,
am Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan,
und auf meine böse Ahnungen zu viel gegeben! — Denken Sie
nur, lieber Eugenius, diese herrliche Datura fastuosa hat er
aus dem Garten des Grafen herschaffen lassen, weil er von
Ihnen gehört, daß ich diese Blume sehr liebe. — Also haben
Sie doch in Ihrem Paradiese der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die schöne Datura soll auch recht gepflegt werden." —

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken sollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerksamkeit, die er bewiesen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er sich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte. —

Die Professorin sagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die sich heute in dem ganzen Wesen der Professorin aussprach, wirkte wie ein heilender Balsam auf des Jünglings wundes zerrissenes Gemüth. Es war ihm, als sey sein Gefühl für die Gräfin von solch hoher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Liebe, die sich auf irdischen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dies Gefühl entweiht durch den leisesten Gedanken an sinnliche Lust, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren sollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geschehen, sich heiter und froh zeigte, und die Alte war in diesem Augenblick viel zu unbefangen, um die seltsame Spannung zu bemerken, die sich in jener Heiterkeit aussprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der

Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Professorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von seinem sonderbaren Wesen.

„Ach," sprach die Kleine, „ach, er ist uns nicht mehr so gut, als sonst, und stellt sich nur so freundlich, damit wir nicht nach dem fragen sollen, was er uns verschweigen will." —

Eugenius fand seinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauses mit dem Filtriren verschiedener Flüssigkeiten beschäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weise, als du es wohl jemals gethan haben magst!" —

Er erklärte nun, wie er sich auf die geheimnißvolle Bereitung gewisser Substanzen verstehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächse, Sträucher, Pflanzen 2c. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles so wunderbarherrlich emporkeime und gedeihe. Darauf schloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleiner Schächtelchen erblickte.

„Hier," sprach Fermino, „hier erblickst du eine ganze Sammlung der seltensten Geheimnisse, deren Wirkung ganz fabelhaft zu seyn scheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.

„Lasse," (so sprach Fermino weiter) „lasse zum Beispiel ein Paar Tropfen von diesem Saft in das Wasser fallen, womit du die Rosa centifolia aus einer Gießkanne dem sanften *Regen gleich* ansprengst, und du wirst über die Pracht erstau-

gen, mit der die Knospen sich entfalten. Noch wunderbarer scheint aber die Wirkung dieses staubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume gestreut, mischt es sich mit dem Blumenstaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in seiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beispiel bei der Datura fastuosa, ist dies Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch desselben eine vorzügliche Behutsamkeit. Eine Messerspitze genügt, die ganze, ja auch nur die halbe Quantität des in dieser Phiole verschlossenen Pulvers würde aber den stärksten Menschen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenschlages, so daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit diesem geheimnißvollen Pulver ein Geschenk. Die Versuche, die Sie damit anstellen möchten, werden nicht mißlingen, doch seyn Sie behutsam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödtenden Kraft dieses unbedeutend scheinenden farb- und duftlosen Staubes gesagt habe."

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verschlossene Phiole hin, die dieser, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einsteckte. —

Es genügt zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt, und so den unlöschbaren Durst der inbrünstigsten Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela sah, galten ihm für das Leben, sein Haus schien ihm ein finstres ödes Gefängniß, die Professorin der böse Geist kindischer Bethörung, der ihn hineinge-

bannt. Er bemerkte nicht den tiefen stillen Gram, der die Professorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blicks würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte. —

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling scharf ins Auge, und sprach mit seltsam schneidendem Ton: Eugenius — du liebst die Gräfin und ihr Besitz ist all' dein Sehnen und Trachten. —

„Unglücklicher!“ rief Eugenius ganz außer sich, „Unglücklicher! mit tödtender Hand greifst du in meine Brust und vernichtest mein Paradies! — Was sage ich! — Nein! du störst den Wahnsinnigen auf aus dem Traum seiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe sie, wie wohl noch kein Mensch hienieden geliebt haben mag — aber diese Liebe führt mich zum trostlosen Verderben!“ — „Das sehe ich nicht ein,“ sprach mit Kälte Fermino.

„Sie besitzen,“ fuhr Eugenius fort, „sie besitzen! — Ha! der armselige Bettler soll trachten nach dem schönsten Edelstein des reichen Peru's! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverstandenen Lebens verlorner Unglücklicher, der nichts behielt als die der inbrünstigsten Sehnsucht und der trostlosen Verzweiflung offene Brust, und sie — sie — Gabriela!“ —

„Ich,“ sprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miserabeln Verhältnisse dich so kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf stolz und keck nach dem Höchsten streben.“ —

„Wecke," unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügerische Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten."

„Hm," erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügerische Hoffnung, ob das trostloses Elend zu nennen, wenn man mit der höchsten Inbrunst, die nur in des Weibes Brust zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still!" rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an."

„Es ist," sprach nun Fermino weiter, „es ist nur zu gewiß, daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerstörenden Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in dir, ihr ganzes Wesen gehört nur dir an. So bist du aber kein armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverstandenen Lebens Verlorner; nein, in Gabriela's Liebe bist du unendlich reich, du stehst an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich dir erschlossen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen seyn würde. Es giebt gewisse Verhältnisse, die den stolzen spanischen Grafen wohl seinen hohen Stand vergessen und es ihn selbst auf das eifrigste wünschen lassen würden, dich als seinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, und ich könnte dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundschaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, manches darüber sagen, doch besser ist es, ich schweige zur Zeit. — Und um so mehr scheint dies besser, als eben jetzt ein sehr düsteres schwarzes Gewölk an dem Himmel deiner Liebe heraufgezogen ist. — Du kannst denken, daß ich der Gräfin sorglich deine

Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du vermählt bist, und zwar mit einer mehr als sechszigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet, sie ist ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht sie den Augenblick, als sie dich zum erstenmale sah, verflucht dich selbst; bald nennt sie dich wieder mit den zärtlichsten Namen, und klagt sich selbst, den Wahnsinn ihrer Liebe an. Sie will dich nie mehr sehen, das hat sie —"

„Heiliger Gott," schrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräßlicheren Tod?"

„Das hat," fuhr Fermino schalkisch lächelnd fort, „das hat sie beschlossen in den ersten Augenblicken der Liebesraserei. Doch sollst du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsstunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Blüthen der großblumigten Fackeldistel in unserm Gewächshause auf, die, wie du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieser Blüthen ertragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder besser gesagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüthe durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit und eben so schnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich verstecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Fesseln zu befreien, entflieh dem Kerker! — Doch *alles überlasse* ich der Liebe und deinem guten Stern! — Du

auerst mich mehr als die Gräfin, und daher biete ich alle
neine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu führen." —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlassen, als die Pro-
fessorin zu ihm trat.

„Eugenius," sprach sie mit dem tiefen, niederschlagenden
Ernst der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht län-
ger zwischen uns so bleiben!" —

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der
Gedanke, daß sein Bund ja nicht unauflöslich sey, daß der
Grund richterlicher Scheidung ja schon in dem Mißverhältniß
der Jahre liege.

„Ja," rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Pro-
fessorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwischen uns nicht
länger so bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine
aberwitzige Bethörung gebar, und das mich fortreißt ins Ver-
derben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die
Hand." —

Die Professorin erblaßte zum Tode, Thränen standen ihr
in den Augen.

„Wie," sprach sie mit zitternder Stimme, „mich, die dich
warnte, als du die Ruhe, den innern Frieden der Seele vor-
zogst dem irren Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willst
du Preis geben dem Spott, dem Hohngelächter der Bösen?
Nein! Eugenius, das willst, das kannst du nicht! — Der Sa-
tan hat dich verblendet! Gehe in dich! — Doch ist es nun
dahin gekommen, daß du die Mutter, die dich hegte und pflegte,
die nichts wollte als dein zeitliches, dein ewiges Wohl, daß du
sie verachtest, von ihr willst? Ach, Eugenius, keines irdischen
Richters wird es bedürfen, uns zu scheiden. Bald wird es ge-
schehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieser Welt

des Grams und des Jammers! — Wenn ich längst von dem Sohne vergessen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — alles Glück, das dir die Täuschungen des irdischen Seyns gewähren mögen." —

Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupftuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verstockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle schwüle Nacht. Hörbar säuselte der Athem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldistel. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen stand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erschien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, so erschien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie stellten sich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner

schien sich weitläuftig auszusprechen über das wunderbare Gesträuch und über die Mühe und Kunst, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela stand wie in süße Träume versunken, sie seufzte tief, dann sprach sie leise: „Könnt' ich leben — sterben, wie diese Blüthe! — Ach Eugenio!"

Da stürzte der Jüngling hervor aus seinem Versteck und warf sich nieder vor der Gräfin.

Sie stieß einen Schrei des Schrecks aus, sie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte sie der Jüngling und auch sie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küsse! —

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal fester an ihre Brust. „Sey frei — sey mein — Dich oder Tod!" — So lispelte sie, stieß dann den Jüngling sanft von sich und entfloh schnell in den Garten. —

Betäubt, besinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe," sprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht schien, „habe ich dir zu viel gesagt? — Kann man glühender, inbrünstiger geliebt seyn, als du es bist? — Doch nach diesem begeisternden Augenblick der höchsten Liebesextase muß ich, mein Freund, für dein irdisches Bedürfniß sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es dir doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehst, etwas Stärkendes zu genießen."

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen *Operationen* beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen, die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gesprächs, das beide, Fermino und Eugenius, führten, und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: sey frei, sey mein! und fasse einen Entschluß, der dich schnell und sicher zum Ziele führt. Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir von dannen."

Damit schlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entseelt vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Blitzschlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihm einzustürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüthen, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde seiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Valies gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als stehe alles um ihn her in hellem

lodernden Feuer; weit von sich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahgelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: Was harrst du? was weilst du? die That ist geschehen, dein der Triumph! — Du bist frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens! —

„Ich bin frei, sie ist mein!“ so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden und dann schnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor fest verschlossen, und niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick, er überkletterte die hohe Mauer. Todtenstille herrschte im ganzen Garten, einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leises Flüstern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!“ Mit süßer Angst des brünstigsten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran — sah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela freventlich sündigend in Fermino's Armen! —

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstreich getroffenes Thier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisschauer der Ohnmacht und er sank bewußtlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!“ — So schallte es ihm

Meister Johannes Wacht.

Eine Erzählung. †)

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war seiner Profession nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seyns feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet

---

†) Geschichten, Mährchen u. Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann u. H. Steffens. Breslau, 1823 (J. Max u. Komp.). S. 21—124.

ſt in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit
enem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt
in ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann
erlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit
Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernich-
en droht.

Nicht die Palläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkge-
nächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. —
So ließ ſie unſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es
rfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigtſten Lieblinge zu nen-
ien, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines ver-
rmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt er-
licken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach
er Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach we-
igen Monaten.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem
er erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks auf-
ing, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwür-
iger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz,
nerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die
hm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde,
ondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kin-
ern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die
Geſtalt des Kindes, ſo daß man kaum glauben mochte, das
leine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſey wirklich die farb-
und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmet-
erling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorge-
gangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der
Geſtalt ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtes-

fähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowohl als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rathszimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, in so fern sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger aufmerksamer Lehrmeister zu seyn, so wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einsehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunst, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein in allen Theilen seines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübter Geselle, der weit und breit seines gleichen suchte. Er trat zu der Zeit mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderschaft an.

Genug weißt du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig seyn, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimath mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Pallastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der

Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor steigen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschiene, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschiene, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah und von Allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschiene in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen herauftragen, als in der Maschiene die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen, oder vielmehr dem Unwesen, zu, und es mag seyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschiene dort denn besser verstehe, da er so klug drein sehe? „Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem besser Verstehn ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am Allerbesten, aber mich nimmt's

nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt."

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit sammt seiner Maschiene verhöhnt und sich berühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf; sondern der würdige Baumeister, so wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrene Meister eines bessern belehren wollen. „Siehst du nun wohl, sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?"

„Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird." — Es traf wirklich so ein!

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieser Mann war der Fürst-Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem Anblick, von sei-

nem ganzen Wesen, in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aesthetische Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sey der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl ist keinesweges, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Theile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Anstand, jenes — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtseyn der wahrhaften menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand seyn, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß

Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesiegbaren Vorurtheile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu seyn pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurtheile bestanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich seyn, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und bescheiden, und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschiene vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürsten: ob Wacht sich wohl getraue, selbst eine zweckmäßigere Maschiene anzugeben, die die Lasten emporbringe, erwiederte dieser, daß er, um eine solche Maschiene herzustellen, nur eines Tages, unter Hülfe seines Kameraden Engelbrechts und einiger geschickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdw. den, jede nur mit acht Arbeitern bemannt,

hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Daches, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven geschickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübsche ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meister, heirathete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger stark an Geist, unterlegen haben würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahr war dieser Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hause ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern

Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!" Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd empor loderten. —

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und Noth lag über das Feuer, dessen dunkelrother Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!"

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war todt.

„Sehen wir nun, sprachen die Bürger, wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rath beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!"

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den

Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke, so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht," sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Muthe, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es ist nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, bist ja mein wackerer thätiger Werkmeister, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn so lange schließ' ich mich in mein Kämmerlein." —

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmüthige, tief ins Herz dringende Klage: „o mein Weib, o mein Johannes!"

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes nicht, schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Rathschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz." —

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene,

ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden seyn und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meister Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen sanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen sie: „Meister Wacht, unser gute Meister Wacht!“ —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Muth und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, die Lehrburschen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fast eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber stehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemahlt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, so wie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dies rührende

Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale erhobst du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im Grabe und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!" —

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen, treuherzig die Hand, und sprach: „denkt an ihn!" — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad, sprach Wacht, welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besonders künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. Schau her!" —

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte eben so sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der vielerfahrne Engelbrecht sich nicht gleich darin finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärt, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht seyn

mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau begab sich in ihre Heimath, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian geheißen, thunlich. Dieser war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu gränzen schien, so wie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübsches schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, so wie erster und ältester Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist, so wie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurtheile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Ueberzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust

geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er fürs Andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen seyn, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treusten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; so wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurtheil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen im Stande. —

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Stu-

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine seltsam nuancirte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Nettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst! —

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Fürs erste war der Mann natürlicher Weise Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise herunterschluckte. Eines

Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Nettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sey ein mäßiger nüchterner Mann und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht seyn, da es so in geringer Quantität genossen mehr sättige und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sey er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um sechs Uhr Abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte noch das Aergste geschehen. Es wurden Baiersche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeschwollen, das Meisterwerk der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Nettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierscher Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne;

im Namen des Verstorbenen, wie z. B. „der Herr u. s. w., die Frau u. s. w. läßt sich die letzte Ehre ausbitten,“ auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Bosen und die jungen Madels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch dem Knaben, so wie später dem Jüngling, keinesweges entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der stille fromme Jonathan sich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkohren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann, als ihr Meister.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgenossen und auch die Herren vom Rath antraf und nach seiner Art mit seltenem Geist die *Gesellschaft* belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den

Spinnrocken wacker schnurren, während Nettel die Wirthschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüsseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten widererzählte, was diese, jene Frau Vos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der saß mit Nanni am Tisch; und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und so geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen empfindsamen Nanni mit leiser süßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domizellars erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein schöner Geist und lebte und webte in Göthes und Schillers Werken, die damals wie glanzvolle, alles überstrahlende Meteore am Horizont des literarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalds eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, in sich ganz zu assimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathans ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“

Wie flossen Nanni's Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selbst sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; so wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei solch gleichgestimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständniß seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick, wie hatte er ihn so

aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, durchbohrte. „Was,“ rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachlässigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise und so das Messer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage, den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselt, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sey, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — ich verstoße —“

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!" rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, mich deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt." —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel sprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer seyn, die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenbläße das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „das war es also!" — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „spart nicht kölnisches Wasser und die Faxen sind bald vorüber."

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie versenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht Angst und Bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen,

eftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen ınd sich in seiner Stube einschließen. —

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still or sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen rostloser Verzweiflung nicht fehlen, und sprach auch mehrmals om Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten nothwendig gehören, oder oenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß aben, oder sonst nicht im Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein oller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem ohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter en Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes klagte. Es darf aum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, aß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehn, weshalb er denn uch das Schicksal und alle feindliche Mächte, als nur gegen hn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Theilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz u erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund," sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn u einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe isher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in einer Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß r dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind ie *stätische Pferde*, man bringt sie schwer zur Wendung, ist

„Vater!“ rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, mich deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt.“ —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Rettel sprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer seyn, die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenbläße das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „das war es also!“ — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „spart nicht kölnisches Wasser und die Faxen sind bald vorüber.“

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie versenkt war. Rettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht Angst und Bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen,

heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen. —

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen, und sprach auch mehrmals vom Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht im Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehn, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Theilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund," sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist

haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter sind Mann und Weib worden.

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache, Ihr seyd Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetisches Prachtstück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seyd Ihr in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt Acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen.

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will, doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das

Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejesten Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig), so muß diese aufgegährte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seyd garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poesie.

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, les't, dichtet, les't mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist und von der der Graf Nesselstädt behauptet, sie sey die Schönheit und Anmuth selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich.“ —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich seyn, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman,

und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebehrdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah, und das andere minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Muthe, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereigniß gehalten haben, und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise es wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verstörendes Unglück sey. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen, wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten ver-

t, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden
:ingen der Kirche mit unerschütterlichem Muth widerstan-
als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den
tantischen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner,
nder Ueberzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben
etreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den
, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit wel-
Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt.
i war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind
iner Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war
mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewalt-
scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als ab-
ich, ja als satanisch zu verwerfen. Ueberdachte er auf
ndern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich
ehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen,
;en, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden
en, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Ge-
nit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen
ı, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körper-
ıon einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Ueberlegte
:ner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen
ı, wie offenbar sich ihre Gemüthsart zu einander neigte,
ınte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen,
hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen
n. Nun war es zu spät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein
:es gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie
nt und die er für Versuchungen des Satans zu halten
ıt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der
im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte.

Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen.

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrscheinlich anderswo über Land?“

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäckenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem seltsam und abentheuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, sondern gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er, nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisirt und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften seidenen Rock mit ungeheuren silberbesponnenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau fein gestreifte seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine seltene Virtuosität der Beinchen, in schicklichen Momenten, z. B. beim

erspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so mußte geschehen, daß der kleine Lackierer sich überall als eine abderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf 'e Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr oder besser Monsieur sard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuste, lichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, gebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb ı Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er 'en nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundk mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur ch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück geınt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner :lichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen proantischen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Relins-Kultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit ım Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und h eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann erfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufjen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, woı eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Lefink kenne ihn ja und wisse, daß man, sey es was es sey, : ihm gerade heraussprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gar-

tenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundstücke trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm seyn würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nöthige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigenthum, lustwandeln solle. „Nun! rief Meister Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will."

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „dafür kann Rath werden," und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben,

vermöge dessen er dem schwersten entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!" —

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde," sprach

Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkstatt hinaus brächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entstürzte Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Vater! Vater!"

„Nun, nun," sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden." —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen, und der Meister seiner mit keiner Sylbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unser Jonathan?" Nettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" — „Seht den Affen, sprach Wacht mit lachendem Ton, Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen." —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ,

sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstre drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenem heiterm Wesen, so wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns, sprach Meister Wacht nach Tische, ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen.“ Es geschah.

Monsieur Pickard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackierer sich im Lobe der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Banz, habe er nicht delicater gegessen. Da nun Meister Wacht, ein großes Schlüsselbund in der Hand, starken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nanni's Nähe. Verstohlne Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meister Wacht blieb vor einem schönen neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr geräumiger Pavillon gelegen, auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

pedantischen Scheere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenrothen, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackiert und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch so wie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalirte, bestand in dem auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer sich, und behauptete insonderheit, daß das zum Theil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt seyn könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er selbst sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sey. Nettel hätte vor Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Ueberraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Nettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen *Elegien des Katers* Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren



Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!"

„O Jemine, rief Nettel ganz erschrocken, o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen — bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies."

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher entsteigt der Sie auf das Innigste liebende Pickard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden." — „Heirathen wollen Sie mich? sprach Nettel, nun denn, frisch aufgestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee."

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Nettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Nettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in

Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas besonders ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen seyn, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;" so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sey eine vornehme, steinreiche Ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; *wahrscheinlich* müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-

Bischof fehlen; genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit seyn sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüther, die Niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er gewesen seyn, wo mag er hingehen, was mag er treiben?" u. s. w. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd seyn und bleiben, diese scheinbare Verirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Bosen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete; Niemand wußte, wohin.

„So gehts mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erstaunen aller, besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes

auf das Pünktlichste, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohns zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit, von Thränen halberstickter Stimme leise klagte: „warum hat uns Jonathan verlassen?“ so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen.“

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sey, wie die Fremde nichts Geringeres seyn könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondere Sagazität, durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit, die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels Willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über sein Abentheuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat

in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schliessen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb seyn, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

Der Ungarische Graf Z..., im Besitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf versprach seiner Gemahlin, mittelst Testaments sein ganzes Vermögen, auf den Fall seines Todes, zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieser, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen und die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, um ein Testament zu Gunsten ihrer aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testirt, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, so wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sey. Wie es wohl zu geschehen pflegt, von Tage zu Tage verschob der Graf die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod über-

rilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sey, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rathe gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten Nußbaum-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchsten Grade wichtig seyn mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem *Gerichtshofe* übergeben hatte. Die diplomatische Reise von

Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehn der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger recht geschickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch im Stande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise tödten und seine Gemahlin in die tiefste Armuth versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegii sey, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponiren könne, sobald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte,

und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der östreichischen Armee gedient, und war funfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sey und testirt habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das Preußische Lithauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Räthsels suchen müsse. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einst an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das ge-

naueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländischen Geschmack angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen! Genug, Insterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischten Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen

Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan, und es ihn — den Meister Wacht — bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen seyn würde.

Diese Angelegenheit, sprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle Ungarische Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, was, hab' ich's nicht gesagt? das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten heraus bekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!"

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, so wie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüthe ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Ent-

scheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei seiner Meinung, und zugleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: sobald von Recht die Rede ist, giebt es kein Geld auf der Erde.

„Es ist wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest.“

„Ihr seyd sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater,“ sprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter sozialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann sich das gespannte Verhältniß wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andreas geheißen, war ein treuer,

ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meister, sprach dieser eines Morgens, als sie eben mit einander Balken abschnürten, Meister, ich kann's nicht länger tragen, es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust, und rief: „Mensch, vermagst du aus diesem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, so mag das geschehn, dessen du gedenkest!“

Andreas, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Contestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzelnd: „so würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Wirkung seyn.“ Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sey, den höchst wahrscheinlich der Graf von Kösel dirigiren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über *den Besuch*, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der

Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläuftigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rücksichts Nanni's und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander standen, und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßesten Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!" der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier schwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich seyn, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders

feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg so eben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?" Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht."

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlage die Hausthür eingestoßen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehn stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den eckelhaften von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?" Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majestät seines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkührlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein

Erbtheil ist, ich will es mir verschaffen trotz dir, du alter Sünder!"

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden im Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!" in die Stube hinein mehr schwankte, als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!"

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte den Kaulberg herab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!"

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen, rannte der Meister hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her, in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Thier sich sträubenden Sebastian, der so eben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen und eben abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!" so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurück zu rufen; drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache

erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verschwendeten Naphta, wieder die Augen aufschlug, und die Chirurgen vom Trepaniren sprachen. Man kann sich das Uebrige denken.

Nanni war trostlos, Nettel, troß ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Leberfink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig seyn, auf dessen Caput eine Zimmermanns-Faust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathans sey unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich seyn, die Versilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens suchen.“

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der vom Baierschen Militär durch das Bambergische transportirt wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgiebt, und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meister Wacht

bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Mährchen aus verschiedenen Aeußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinaufgestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen..

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter! schrie Sebastian wüthend, sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du geraubt hast? her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat. Du schwächlich Ding von geizigem lüsternem Satan!“ Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zucht-Anstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: Sebastian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemüthsstimmung. „Also dein Bruder sitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, Schuld daran zu seyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders seyn — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben seyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes

Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Uebermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz Anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr seyd nicht mehr mein Vater, Ihr seyd ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ — „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!“

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschieds lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geschichte wurde, als der junge Advokat sich a la Werther todt schießen wollte, bemerkt, wie gut es sey, daß die dazu nöthigen Pistolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es eben so ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eignen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um gerades Weges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Hern Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen seyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Nettelchen abgemerkt, daß ein rother Tisch, rothe Stühle u. s. w. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand keinen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen gelesen, heftig erschüttert zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt erröthend die Augen niederschlug.

„Ja, ja, fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein ge-

schickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Polierers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei sein stilles frommes Wesen, seine Bescheidenheit, mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ichs dir sagen. Was weiter! Der Fürst-Bischof hat deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuschüsse?" — „Ich weiß, sprach der junge Advokat sehr leise, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser verpflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug geschickt." —

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um —" Weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen Advokaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinst bestehen wirst. — Doch," fuhr Meister Wacht nach einigen Ge-

kunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich, sprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier, rief Meister Wacht ganz begeistert von Wonne und Lust, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist dein!" Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns." —

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrsamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe!"

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung, doch der alte fromme Andres sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber „der wahre fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, „ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und „alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum „Guten."

Die Marquise de la Pivardière.

Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und sie dort, da er, ihrer überdrüssig, um eine andere buhlte, mit vielen Messerstichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Herzogin d'Aiguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderem gesprochen wurde, als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beredtsamkeit, daß nur heillose Vernachläßigung des Unterrichts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geist und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: „Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen, spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?"

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung ihr und der Gesellschaft den unausstehlichen Unmuth entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barré's auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von Saint Hermine sich ungeduldig von seinem Sitze erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmuths zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat

nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden."

„Himmel," rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!"

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmuthigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle dü Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sey.

„Und," sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!"

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. —

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte

jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig sey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls ꝛc. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede seyn konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Rauhigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuerziehen: es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innern, und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht

seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter dü Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziskan mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesver-

ständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sey sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst berathen könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehescheue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgesetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingnissen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne sie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sey, daß ihre Lage, der Besitz der weitläuftigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben festzustellen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das, von

hrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeschlossen weren müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald im Stande seyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als den vernünftigsten, ruhigsten bewährt.

„Fräulein," rief die Herzogin, „Fräulein, sollte Euer eiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen seyn dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziska versicherte, daß dies niemals der Fall gewesen ey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein urch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art erstörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska tüchtig auszuschelten, daß e in einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch annte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sey nd eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle chuld gebe, nämlich ein armseliges verstörtes Leben. Zuletzt aßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thräen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, ein, es ist nicht möglich, du täuschest dich selbst, du giebst dich ns schlechter, als du wirklich bist; fremd sind dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich ntgegen trat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im ngekünstelten Eigensinn deiner innern Regung! — Sey aufichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es ist nicht

möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!"

Franziska stand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: „Ja, ich will aufrichtig seyn. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!"

„Weh dir!" rief die Herzogin, „weh dir, aber sprich!"

„Ich hatte," erzählte Franziska, „eben mein sechszehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug seyn können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten."

„Das wart Ihr, das wart Ihr!" unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr," fuhr das Fräulein fort, „was ich eben sprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen Aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leisen Seufzer. — Unwillkührlich schaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich *so lange noch* gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer

strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerstes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloser Schmerz, — es ist mir, als müsse ich sterbend niedersinken, aber der Tod sey das höchste seligste Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von süßer Qual gepeinigt tief aufzuseufzen — Thränen strömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reißen. — In tödtender Angst, ja in Verzweiflung versichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sey. — Ich verlange zurück in die Gesellschaft. Meine Augen suchen, finden ihn — ich sehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse verstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft, gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal, oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen,

als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaus sehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt und dann gerade zu losschreitet auf die Thür des Hauses. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! — Er kommt, er sucht dich auf! — Dieser Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung, — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater stand bei mir, ein Naphtafläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste."

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der

nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sey, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät, und dann unwiederbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so nothwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet thun,“ sprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehülflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab,

velin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, irgend einen Haß oder Abscheu gegen mich, den zu kennen sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müsse ich nämlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht sey es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. Jedes Wort des unseligen Briefes spaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage!"

Die Marquise betheuerte bei allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortet.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Seyn und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingeflößt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige

Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Prinzip gewesen sey, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstre, freudenleere Gruft, in die sie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar, und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Rathschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht ausersehen, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie," unterbrach ihn die Marquise heftig, „wie, Ihr wolltet —"

„Euer," sprach Charost mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater seyn, und ich glaube, Frau Marquise — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besiegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Kapellanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich des Silvain François Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war."

Charost hatte Recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüth der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Kapellansdienst erforderte, kam Charost nach dem Schloß Nerbonne, und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engsten Schranken der Würde

nicht überschreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit seiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise.

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Kapellan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie er behaupte, sein Jugendfreund sey, den Dienst behalten solle.

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe, wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entschlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kapellanstelle.

Anders sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres *Gemahls* Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner

Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand, so wie das gewisse Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardière und die des Huissier Bouchet. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich einlogirt in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der kränkendsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anklagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer seyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das

Verhältniß mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthofe frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marsau,

der den Marquis kannte, und sich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeusserung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein hämischer boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augustiner Franziskus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überrascht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardière, der ihm Freundschaft heuchelte, mit seinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardière, der schon damals im Sinn trug, solle es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grade zu steigern, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete.

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmuth rief er aus: „Ha! — ich werde diesen heuchlerischen Pfaffen zu finden wissen; und dann mein Leben gegen das seine!"

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis diese

Worte ausstieß, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in die Wirthsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äussern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück seyn würde, erschrack heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, wen sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfest der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, bat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbei rufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinet gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgegessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle standen auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergessenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Platze sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber," sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht gesehen?"

„Ich," nahm der Marquis das Wort, indem er einen stechenden Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das ist wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr Freund!"

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher statt gefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich, als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte, indem er einen stolzen, gebieterischen Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh," erwiederte die Marquise, „geh nach Auxerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!"

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquise von seinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Mar-

quise ihren Zorn nicht fallen, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzuthun, daß er nie in Auxerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verleumdung sey; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirst du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!"

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, auskleiden, und legte sich ins Bette. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über dies ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmere, auf welche Weise der Marquis sich entfernt, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauschend, das letzte Gespräch des Marquis

mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sey.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältniß schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Préville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig seyn solle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardière in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Préville mit jenem Kinde in gleichem Alter und dessen Gespielin war, um wo möglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschehen. In der Nacht sey sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner!“ — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, indessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sey alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo

der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt, und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Personen wiederholen, und beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon sur Indre von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtsschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Zofe, Margarethe Mercier geheißen, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Catharine Lemoine, sollte geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margarethe Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlafen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgesinde, und brachte ihre neunjährige Tochter

auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Glockenschlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit," rief die Marquise dem Charost entgegen, und alle begaben sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblick drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!" rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grausames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst du mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben!" — „Vollendet!" rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer über den Marquis her, und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so

daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiederten indessen, das sey gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen seyn. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sey. Deshalb sey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen, über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert sollte verhaftet werden; er entfloh indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardière aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die

Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sey es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerrissen werden, und sie frei da stehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders stehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit dem theilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldlosigkeit werde sie erst die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Betheurungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügengeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unerachtet durch jene Aussagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhange standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das sonst für die Schuldlosig-

keit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Heuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich allen, die sonst die Marquise hoch verehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener sich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelaufen, ein, zerschlugen Fenster, Thüren, Geräthschaften, verwüsteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardière aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sey. Dies gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt seyn könnte, die Erde durchwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nämlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachgraben zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich nicht unterfangen, den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann (so fügte man hinzu) habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sey Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandtniß haben, welche es wollte, so viel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nöthig. Die Marquise erschien vor den Schranken, mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hineingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschnitt: „Mein Vater — mein Vater! — warum straft mich der Himmel so schrecklich? — Giebt es droben eine Seligkeit, die diese Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des scheuslichsten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geschehen! — Auf der Richtstätte öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels — verklärt steigt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder." — „Beruhigt Euch," sprach Charost, indem er sich bemühte, die Marquise aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eurethalben sterbe, nein, nur ein gleiches Geschick bringt vielleicht uns beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben so frei von Schuld, als ich?"

„Nein nein," rief die Marquise heftig, „nein nein, ich sterbe schuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!"

Das Gericht glaubte in diesen Worten der Marquise ein Geständniß der That zu finden und drang aufs Neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müsse.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung

und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sey, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost betheuerte ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise eben so frei von Schuld sey, als er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gestehen sollte, er im voraus dies Geständniß, welches ihm die Qual entrissen, als falsch widerrufen wüsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden; da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtsaals öffneten sich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardière!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Fest des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu

Jeu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray, so wie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das Genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!" Er stand auf und fand vor der Thüre den François Marsau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheversprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dies konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Nothwendigste einzupacken, ging

dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu, und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Rastlos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimath, und so, die eigene Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältniß mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte. Der Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Jeu, besorgte zu Romorantin den Akt seines Anerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müssen; dies war aber nicht der Fall, und *konnte* nicht der Fall seyn. Außerdem, daß die Aussagen der

beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar befremdend. Ohne Ueberraschung, oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardière spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, so wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen, und beschloß durch die strengste, genaueste Untersuchung Rücksichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch in frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewissen Martin Guere nutzend, sich für diesen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guere täuschte, bis dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzustellen, die beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardière sey,

wiewohl er große Aehnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost!

Es würde ermüdend seyn, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, in wie fern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derselbe sey. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Aebtissin des Klosters hatte ihn von frühester Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammen gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardière auf das Vollständigste geführt sey.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch seyn. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß

bgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen ollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und eide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Flinte und nit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch m Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann inen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich eraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der anz verstört und außer sich schien und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sey aber hinausedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen n der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, nd der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sey es, daß der Marquis ermordet, und ein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sey. Nur eine Sylbe davon zu sprechen, bringe sie ber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden

Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Aeußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter seyn soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustinus Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschlossen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müsse von allen Umständen unterrichtet seyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast du," fragte z. B. Bonnet, „hast du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?" — „Nein, mein Herr," antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen."

„Gestehe," donnerte Bonnet heraus, „oder du wirst augenblicklich gehängt!" — „Ja ja," spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichsten Angst, „Charost fiel her über den Marquis 2c."

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängnisse gesprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zugestehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht gestehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuschneiden, wenn sie nicht gestehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknähmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie

sey so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen rc.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, erschöpften sich jetzt in dem übertriebensten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts sey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguisseau übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der Pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geglänzt.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entstellt, und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsagung zeugt. „Was sprecht Ihr!" rief die Herzogin ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es," erwiederte die Marquise, indem ein düsteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündigt gegen irdisches Gesetz! — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels, mich zu versöhnen mit der ewigen Macht; und diese Liebe, nur diese Liebe war mein Verbrechen!"

Viele, sehr viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Herzogin verstand sie nicht, und war nicht wenig be-

treten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miseray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

Die Vision
auf dem Schlachtfelde bei Dresden †).

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählig verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerdter tragend, und sie erhebend ge-

†) Bamberg, 1814 (C. F. Kunz).

en die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — atsetzlicher der Jammer! Aufs neue blitzte der rothe Schein aus efer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos ie Gerippe heran mit glühenden Schwerdtern der Gestalt dro- end. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, ent- :tzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Qual über dich, blutiger Nörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den nöchernen Augenhöhlen der Gerippe schossen Strahlen hinauf, ie wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchte- en. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus ber die Ebene und sprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst das Ver- ängniß, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da schrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir chwebt — schaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und prach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod sen- et. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, son- ern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht ihr über meinem Haupt? — ber mir ist nichts! — öde ist der finstere Raum da droben, enn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und denn ich meine Arme ausstrecke über euch, verstummt euer Jammer, und ihr sinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme, wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodenlosen Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken, und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittigen gewaltig rauschend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähntest du nicht vermessen, die Macht zu seyn, die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung ist da! — Aus denen, die du opfertest im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleischt im ewigen Jammer!"

Nun umschlang, fester und fester sein Gewinde schnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus seinem

Leibe spitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt, das Haupt empor, und sah über sich die in blendendem Funkeln strahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängnisses, und entsetzlicher, schneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlösung — Erlösung von dieser Qual — Tod — Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!"

Da erscholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde ist nicht deine Heimath, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menschen, den du frech verhöhntest, ist es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchstrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum ist dein Seyn ewige Qual."

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jammer," heulte der Tyrann.

„Schau herab," sprach die Stimme, „ob du in eines Menschen Brust Trost für dich finden magst, und deine Qual soll gelindert seyn!"

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „Was ist unsere Qual gegen seine Marter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten."

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual!“ schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers der wüthendsten Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus strahlte die Posaunenstimme:

„Für dich kein Trost auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entsagtest. Ewig ist die Vergeltung und deine Qual!“

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult herein- und herausziehender Soldaten drückte die Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sey das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichthum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Haimatochare †).

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schicksal zweier Naturforscher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde Adalbert von Chamisso mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reise zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreist hatte. Sie scheint wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entsetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos scheinendes Ereigniß die engsten Bande der innigsten Freundschaft gewaltsam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beste, das Ersprießlichste zu erwarten sich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

†) Anmerk. Im Jahre 1819 stand ich im Begriff, die Redaktion einer belletristischen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte Hoffmann meinen Plan mit, und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitschrift damit zu beginnen. Er selbst, so schrieb er mir, hatte im Augenblick nichts fertig, was sich für dieselbe eignete, und sandte mir daher nachstehende Briefe, die ihm auf sein Ersuchen sein Freund Chamisso zur Veröffentlichung mitgetheilt. Hoffmann selbst schrieb obiges Vorwort dazu. Das projektirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande, das Manuscript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erst jetzt — da ich in Chamisso's Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde — nehme ich die Gelegenheit wahr, das interessante Aktenstück zur Kunde des Publikums zu bringen. —

(Z. Funck zu der Ausg. von 1839.)

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitain und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackson, den 21. Juni 18..

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüstet wird, als Naturforscher mitgehe. Längst war es mein innigster Wunsch, O-Wahu noch einmal zu besuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthalts mir nicht mehr gestattete, manche höchst merkwürdige naturhistorische Beobachtungen bis zu bestimmten Resultaten zu steigern. Doppelt lebhaft erneuert sich jetzt dieser Wunsch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wissenschaft, durch gleiches Forschen auf das engste verkettet, schon seit langer Zeit gewohnt sind, unsere Beobachtungen gemeinschaftlich anzustellen, und durch augenblickliches Mittheilen derselben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Respekt ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünschen meines Freundes Menzies vereinigen sich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O-Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Bestrebungen theilt, vermag ich das zu leisten, was man von mir erwartet.

A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wissenschaft so innig mit einander befreundet hat, daß aus diesem schönen Bunde, aus diesem vereinten Streben sich nur die reichsten, herrlichsten Resultate erwarten lassen. Aus diesem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollständig ist und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O-Wahu folge, und ertheile in diesem Augenblick deshalb dem Capitain Bligh die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

J. Menzies an R. Johnstone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18..

Du hast Recht, mein lieber Freund, als ich dir das letztemal schrieb, war ich wirklich heimgesucht von einigen spleenischen Anfällen. Das Leben auf Port Jackson machte mir die höchste Langeweile, mit schmerzlicher Sehnsucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O-Wahu, das ich erst vor Kurzem verlassen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Mensch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wissenschaft zu erhalten vermochte, aber auch er sehnte sich, wie ich, hinweg von Port Jackson, das unserm Forschungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, so schrieb ich dir schon, daß dem Könige von O-Wahu, Namens Teimotu, ein schönes Schiff

versprochen worden, das zu Port Jackson gebaut und ausgerüstet werden sollte. Dies war geschehen, Capitain Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und sich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundschaftsbündniß mit Teimotu fester zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausspruch des Gouverneurs, daß Brougthon sich einschiffen solle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu bestimmt, ist ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Personen aufzunehmen, als die nöthige Bemannung; um so weniger hoffte ich mit dem Wunsch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Mensch, mir mit Herz und Gemüth auf das innigste zugethan, unterstützte indessen diesen Wunsch so kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueberschrift des Briefs siehst du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reise angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorsteht! — Mir schwillt die Brust von Hoffnung und sehnsüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja stündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufschließen wird, damit ich dieses, jenes nie erforschte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie gesehene Wunder!

Ich sehe dich ironisch lächeln über meinen Enthusiasmus, ich höre dich sprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Tasche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweise jener fremden Völker, die er gesehen, will ich recht einzelne Details wissen, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen, *wie sie nur* von Mund zu Mund nacherzählt werden können,

so zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenschnüre und vermag sonst nicht viel zu sagen. Er vergißt über seine Milben, seine Käfer, seine Schmetterlinge, die Menschen!" —

Ich weiß, du findest es sonderbar, daß mein Forschungstrieb gerade zu dem Reiche der Insekten sich hingeneigt, und ich kann dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade diese Neigung so in mein Innerstes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich sich nur in dieser Neigung zu gestalten vermag. Nicht vorwerfen darfst du mir aber, daß ich über diesen Trieb, der dir seltsam erscheint, die Menschen, oder gar Verwandte, Freunde vernachläßige, vergesse. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländischen Obristlieutenant gleich zu thun, der — doch um dich durch den Vergleich, den du dann zwischen diesem Alten und mir anstellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich dir die merkwürdige Historie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obristlieutenant (ich machte in Königsberg seine Bekanntschaft) war, was Insekten betrifft, der eifrigste, unermüdetste Naturforscher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er sich der menschlichen Gesellschaft allein nur kund that, das war der unausstehlichste, lächerlichste Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelst eines Weißbrods vergiftet werden würde. Irre ich nicht, so heißt dies Weißbrod im Deutschen Semmel. Ein solches Brod backte er sich jeden Morgen selbst, nahm es, war er zu Tische gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis seines tollen Geizes mag dir der Umstand genügen, daß er, seines Alters unerachtet ein rüstiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggestreckten Armen auf den Straßen

einherging, damit — die alte Uniform sich nicht abscheure, sondern fein konservire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amsterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder sich nicht gesehen; da machte der Amsterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal wiederzusehen, sich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte sitzt an dem Tische, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, schwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeschrei, er will dem Alten in die Arme stürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillschweigen. „Bruder," ruft der Amsterdamer, „Bruder, was hast du vor! — Georg ist da, dein Bruder ist da, aus Amsterdam hergereist, um dich, den er seit dreißig Jahren nicht sah, noch wiederzusehen in diesem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und lispelt: St — St — St — Thierchen stirbt! — Nun bemerkt der Amsterdamer erst, daß der schwarze Punkt ein kleines Würmchen ist, das sich in den Convulsionen des Todes krümmt und windet. Der Amsterdamer ehrt die Leidenschaft des Bruders, setzt sich still neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke sich um den Bruder kümmert, springt dieser ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländischen Fluch das Zimmer, setzt sich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amsterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeste Notiz nimmt! — Frage dich selbst, Eduard, ob ich, trätest du plötzlich hinein in meine Kajüte und fändest mich vertieft in die Betrachtung irgend eines

merkwürdigen Insekts, ob ich dann das Insekt unbeweglich anschauen, oder dir in die Arme stürzen würde?

Du magst, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Insekten gerade das wunderbarste, geheimnißvollste in der Natur ist. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, so bin ich angesiedelt in der Heimath der seltsamen, oft unerforschlichen Wesen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwischen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um dich nicht zu ermüden, und setze nur noch, um dich, um dein poetisches Gemüth ganz zu beschwichtigen, ganz mit mir auszusöhnen, hinzu, daß ein deutscher geistreicher Dichter die in den schönsten Farbenschmelz geputzten Insekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an diesem schönen Bilde!

Und eigentlich, warum sag' ich so viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geschah es nicht, um mich selbst zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forschens unwiderstehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine sonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereignisses ist, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in diesem Augenblick erfaßt mich diese Ahnung mit solcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu schreiben! Du wirst mich für einen närrischen Träumer halten, aber es ist nicht anders; deutlich steht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treuester ꝛc. ꝛc.

4.

Derselbe an denselben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18..

Nein! ich bin kein Träumer, aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, auf den höchsten Punkt des Lebens gestellt. Aber wie soll ich dir alles erzählen, damit du meine Wonne, mein unaussprechliches Entzücken ganz fühlst? — ich will mich fassen, ich will versuchen, ob ich im Stande bin, dir das alles, wie es sich zutrug, ruhig zu beschreiben.

Unfern Hanaruru, König Teimotus Residenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich gestern, als schon die Sonne zu sinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen sehr seltenen Schmetterling (der Name wird dich nicht interessiren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang seinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war schwül, von wollüstigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein seltsam süßes Bangen, mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die sich auflösten in sehnsüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob sich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie starrsüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der sich fortschwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen, wie von unsichtbaren Händen, in ein Gebüsch, das mich im Säuseln und Rauschen wie mit zärtlichen Liebesworten ansprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich — o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die ich jemals gesehen! Nein, nur die

äußern Contoure zeigten, daß das holde Wesen zu dem Geschlechte der hiesigen Insulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Aussehen, alles war sonst anders. Der Athem stockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutsam näherte ich mich der Kleinen. Sie schien zu schlafen; ich faßte sie, ich trug sie mit mir fort; das herrlichste Kleinod der Insel war mein! Ich nannte sie Haimatochare, klebte ihr ganz kleines Zimmer mit schönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich sie gefunden. Sie scheint mich zu verstehen, zu ahnen, was sie mir ist! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abschied von dir, ich muß sehen, was mein liebliches Wesen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, sie liegt auf ihrem Lager, sie spielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treuester ꝛc. ꝛc.

5.

Brougthon an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18..

Capitain Bligh hat Ew. Excellenz über unsere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erstattet, und auch gewiß nicht unterlassen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unser Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu ist entzückt über Ew. Excellenz reiches Geschenk, und wiederholt einmal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns nützliches und werthes erzeugt, als unser Eigenthum betrachten sollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgestickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie ihre vorige

unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatische Schwärmereien gerathen ist. Sie geht am frühen Morgen in das tiefste, einsamste Dickigt des Waldes und übt sich, indem sie den Mantel bald auf diese, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimischen Darstellungen, die sie Abends dem versammelten Hofe zum Besten giebt. Dabei wird sie oft von einer seltsamen Trostlosigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verursacht. Mir ist es indessen doch schon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühstück von gerösteten Fischen, die sie sehr gern ißt, und dann ein tüchtiges Glas Gin oder Rum daraufsetzt, welches ihren sehnsüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar ist es, daß Kahumanu unserm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt sie sich unbemerkt, in ihre Arme schließt, und mit den süßesten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß sie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müssen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forschungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanu's Liebe scheint er nicht erwiedern zu wollen, dagegen ist er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenschaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen sehr argen Streich zu spielen, der, kommt Menzies nicht von seinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue selbst, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu gestatten, daß er der Expedition nach O-Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich so viele Jahre hindurch bewährt gefunden, sich plötzlich in seltsamer Verblendung auf solche Weise ändern sollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umständen des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu

erstatten, und sollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der sich erlaubt, feindselig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundschaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Respekt 2c. 2c.

6.

Menzies an Brougthon.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichst mir aus, du wirfst mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung lese, du sprichst von Treulosigkeit, von Verrath, so daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch suchte ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Ursache aufzufinden, die dein Benehmen gegen deinen treuesten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich dir, was unternahm ich, das dich kränkte? Gewiß ist es nur ein Mißverständniß, das dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte dich, Brougthon, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie du es warst.

Davis, der dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, dich zu bitten, daß du auf der Stelle antwortest. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollsten Pein.

7.

Brougthon an Menzies.

Du frägst noch, wodurch du mich beleidigt? In der That, diese Unbefangenheit steht dem wohl an, der gegen Freundschaft, nein, gegen die allgemeinen Rechte, wie sie in der bürgerlichen Verfassung bestehen, frevelte auf empörende Art! — Du willst mich nicht verstehen? Nun, so rufe ich dir denn,

daß es höre die Welt, und sich entsetze über deine Unthat, ja, so rufe ich dir denn den Namen ins Ohr, der deinen Frevel ausspricht: — Haimatochare! — Ja, Haimatochare hast du die genannt, die du mir geraubt, die du verborgen hältst vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit süßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an deiner Tugend, noch will ich glauben, daß dein treues Herz die unglückliche Leidenschaft besiegen wird, die dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treuesten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Brust! Vergessen ist dann aller Schmerz der Wunde, die du mir schlugst durch deine — unbesonnene That. Ja, nur unbesonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Broughton.

Freund! welch ein seltsamer Wahnsinn hat dich ergriffen? — Dir — dir sollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, so wie ihr ganzes Geschlecht, dich auch nicht im mindesten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur auf dem schönsten Teppiche schlafend fand, der erste, der sie betrachtete mit liebenden Augen, der erste, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, meinst du mich treulos, so muß ich dich verrückt schelten, daß du von einer schnöden Eifersucht verblendet in Anspruch nimmst, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein ist Haimatochare, und mein werde ich sie nennen in jenen Annalen, wo du prahlerisch zu prunken gedenkest mit dem Eigenthum

des Andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir lassen, alles, ja mein Leben, das nur durch sie sich zu gestalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Broughton an Menzies.

Schaamloser Räuber! Haimatochare soll mich nichts angehen? In der Freiheit hast du sie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare schlief, nicht mein Eigenthum; mußtest du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? — Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt deinen Frevel. Nicht ich, du — du allein bist von der schnödesten Eifersucht verblendet, du willst prunken mit fremdem Eigenthume, aber das soll dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre dich für den niedrigsten Schurken!

10.

Menzies an Broughton.

Dreifacher Schurke du selbst! Nur mit meinem Leben lasse ich Haimatochare!

11.

Broughton an Menzies.

Nur mit deinem Leben läßt du, Schurke, Haimatochare? — Gut, so mögen denn morgen Abends um sechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochare's Besitz entscheiden, ich hoffe, daß deine Pistolen im Stande sind.

12.

Menzies an Broughton.

Ich werde mich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden. Haimatochare soll Zeugin des Kampfes seyn um ihren Besitz.

13.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru auf O-Wahu, den 26. Dezember 18 . .

Ew. Excellenz den entsetzlichen Vorfall, der uns zwei der schätzbarsten Männer geraubt, zu berichten, ist mir traurige Pflicht. Längst hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Broughton, welche sonst, in innigster Freundschaft verbunden, ein Herz, eine Seele schienen, die sonst sich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindesten errathen konnte, was wohl die Ursache davon seyn könne. Zuletzt vermieden sie mit Sorgfalt sich zu nähern, und wechselten Briefe, die unser Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchste Bewegung gerathen waren, und daß vorzüglich Broughton zuletzt ganz Feuer und Flamme gewesen. Gestern hatte Davis bemerkt, daß Broughton seine Pistolen lud und hinauseilte aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Broughton wohl ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Collnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whidby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans.

enn dort, schien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, e schicklichste Gegend dazu zu seyn. Ich hatte mich nicht ge- uscht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen chuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beschleu- igten unsere Schritte so gut wir es vermochten, und doch ka- en wir zu spät. Wir fanden Menzies und Brougthon in rem Blute auf der Erde liegen, dieser durch den Kopf, jener urch die Brust getroffen, tödtlich, beide ohne die mindeste ͘pur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten sie auseinander estanden, und zwischen ihnen lag der unglückliche Gegenstand, n mir Menzies Papiere als die Ursache, die Brougthons Haß nd Eifersucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit hönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glän- nden Federn ein sehr seltsam geformtes, schön gefärbtes klei- s Insect, das der naturkundige Davis für ein Läuschen er- ären wollte, welches jedoch, was vorzüglich Farbe und die nz sonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen an- nge, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art erklich abweiche. Auf dem Deckel stand der Name: Haima- chare.

Menzies hatte dieses seltsame, bis jetzt ganz unbekannte hierchen auf dem Rücken einer schönen Taube, die Brougthon rabgeschossen, gefunden, und wollte dasselbe, als dessen erster inder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der na- rkundigen Welt einführen, Brougthon behauptete dagegen, ß er der erste Finder sey, da das Insect auf dem Körper r Taube gesessen, die er herabgeschossen, und wollte die Hai- atochare sich aneignen. Darüber entstand der verhängniß- olle Streit zwischen den beiden edlen Männern, der ihnen den od gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte stellt zwischen: pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulato etc. habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwischen: nirmus crassicornis, capite ovato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in Anate, Ansere et Bosrhade.

Aus diesen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz schon zu ermessen geruhen, wie einzig in seiner Art das Thierchen ist, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforscher bin, wohl hinzusetzen, daß das Insect, aufmerksam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem schön gefärbten Rücken und einer anmuthigen, solchen Thierchen sonst gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuschreiben ist.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückselige Thierchen wohlverpackt für das Museum einsenden, oder als die Ursache des Todes zweier vortrefflichen Menschen in die Tiefe des Meeres versenken soll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entscheidung bewahrt Davis die Haimatochare in seiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Gesundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung rc.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackson, den 4. Mai 48 ..

Mit dem tiefsten Schmerz hat mich, Capitain, Ihr Bericht von dem unglückseligen Tode unserer beiden wackern Naturforscher erfüllt. Ist es möglich, daß der Eifer für die Wissenschaft den Menschen so weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundschaft, ja dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt schuldig ist? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Brougthon auf die anständigste Weise begraben worden sind.

Was die Haimatochare betrifft, so haben Sie, Capitain, dieselbe den unglücklichen Naturforschern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu versenken. Verbleibend ꝛc. ꝛc.

15.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Am Bord der Diskovery, den 5. Oktober 48 ..

Ew. Excellenz Befehle in Ansehung der Haimatochare sind befolgt. In Gegenwart der festlich gekleideten Mannschaft, so wie des Königes Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde gestern Abend punkt 6 Uhr von dem Lieutenant Collnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel gethan, die sonst ihre Wohnung gewesen und nun ihr Sarg seyn sollte, diese Schachtel aber dann an einen großen Stein befestigt, und

von mir selbst unter dreimaliger Abfeuerung des Geschützes in das Meer geworfen. Hierauf stimmte die Königin Kahumanu einen Gesang an, in den sämmtliche O-wahuer einstimmten und der so abscheulich klang, als es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geschütz noch dreimal abgefeuert, und Fleisch und Rum unter die Mannschaft vertheilt. Teimotu, Kahumanu, so wie die übrigen O-wahuer wurden mit Grok und andern Erfrischungen bedient. Die gute Königin kann sich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat sich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Hayfischzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß Davis, der treue Pfleger der Haimatochare, eine sehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochare's Lebenslauf in der Kürze beschrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdischen handelte. Die härtesten Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgesetzten Pausen ein zweckmäßiges Geheul ausstieß, brachte Davis es auch dahin, daß die O-wahuer entsetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Der Feind.

Eine Erzählung. †)

Erstes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth; zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirthshauses zum weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„O ho!" erwiederte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsammtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlich-

---

†) Frauentaschenbuch für das Jahr 1824. Nürnberg, bei J. L. Schrag. S. 351—414.

keiten, Edikte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirth in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntniß seines gleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und Euch bessern Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein," nahm Meister Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu theuer und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maaß anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirthen kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandtniß. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich sie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit dursten lassen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihrs verantworten könnet."

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt *an der Ecke* des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel

Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäste, ihr ließet unsern Herrn Wirth die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn sie ist gar hübsch und anmuthig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hinein glucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch also, ihr höchstschätzbaren Gäste und würdigen Freunde, die wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich, mit denselben zierlichen Phrasen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und seine Rede wohl zu setzen wußte."

„Früh Morgens, am Tage Marzii des Evangelisten, im Jahr des Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was sie nun eben an schönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt sey Jesus Christus!" demüthiglich das Haupt verneigend: „in Ewigkeit!" antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländisches

an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding schien."

„Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „Ei Nachbarin, was sind das für schöne glänzende Eier," erwiederte sie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: „Ei meine Henne darf keine schlechtern legen für die ehrsame Frau Bürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage." Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Waare geradesweges in das Haus des Bürgermeisters."

„So wie sie eingetreten, thät sie gehorsam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

Wer treten will die Steigen herein,
Dem sollen die Schuhe fein sauber seyn.

Dann wurde sie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrsamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer Prangkuchen befand."

„Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendniß war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Fischer selbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unsre edle Tischler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkissen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber seyn, weil das Maaß nach dem Gesäß der Frau Bürgermeisterin genommen."

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürger-

neisterin demuthsvoll hin, indem sie hoch betheuerte, daß Sprut, hre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön ls möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen."

„Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar reundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab s ihrer Haushälterin, der Frau Marta."

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, eriethen die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hat-en, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, ie Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Waare zu erhalten."

„Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe ge-ählt und für die zerbrechliche Waare keinen schicklicheren Platz efunden, als das grünsammtene Kissen im Lehnstuhl der Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen."

„Nach Paracelsi Rath hatte die Frau Bürgermeisterin so ben, um die heftige Gemüthsbewegung ein wenig zu besänf-igen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun ufs neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in en Lehnstuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Pol-er lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück vor Stück nd kein einziges blieb ganz."

„Die Frau Bürgermeisterin sprach unmuthig: warum habe h diese schönen Eier zerbrochen? da meinte aber die schel-nische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern unversehrt ätten liegen können, bis zu unserer fröhlichen Urständ. Aber ie Bauersfrau aus Fürth sey eine böse Hexe, die den Leuten Eier von schönem Ansehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären."

„Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall

ihrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister, anzuzeigen. Der hochweise Rath, bestürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wissen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie alles von der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Gränze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde sie verhöhnt und man rief ihr nach:

Seht das ist die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die sich nachher der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem höllischen —"

„Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlassen, auf einer Anhöhe stille stehen, und es war graulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschoß, bald einer Hopfenstange gleichend und mit den dürren Armen herum focht, die sie endlich über Nürnberg fest ausstreckte, und mit einer Stimme, die so kreischend und mißtönend war, daß man wohl den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

Pfui, arg dick Weib
Pfui du Balg schalks Magd
habt mich verjagt
Eiber euch in den Leib
Pfui Nürnbergsch Jung Volk
Traun Trat
Mennchin Krat
Heisa Mutter Zebrs vollendent hat
Paßt nur auf
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nürnberg
erst recht theuer."

„Der Satan unterließ nicht seiner Dienerin kräftig beizustehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwidersteh-

liche Gelüste, sich in Eierkörbe zu setzen, und die darin befindliche Waare zu zerbrechen, so daß einer, dem es nach einem guten Eierschmalz gelüstete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen."

„Daß aber, sagt der weise Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können, ist nur wie ein Sprichwort anzusehen, das auf wundersame Weise entstanden."

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter lustigem Trompetenschall und Trommelschlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unversehrt in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten solle."

„Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gelüst zu widerstehen, noch zuletzt schmählich mißglückt war, meldete sich endlich die Frau seines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltensten Eier."

„Mich wundert," sprach der edle Herr sehr freundlich, „daß Ihr nicht längst gekommen seyd, liebe Frau, denn Ihr seyd so fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und bösen Lüsten nichts wißt. Der Wein ist so gut als Euer."

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb fassen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der Hand und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so daß alle Eier zerquetscht wurden."

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich und weinte sehr."

„Ei,“ sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht Ihr dem Bösen.“

„Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch so wie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde, als das erste Mal.“

„Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die gespreitzten Hände gegen einander ausstreckten, so waren sie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die sich anfallen wollen.“

„Der edle Herr trat hinein.“

„Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch so wie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar *heftigem* wilden Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem

Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein."

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, fistulirte der leidige Gott sey bei uns seine obligate Stimme darein und jubilirte über seine höllischen Eierkuchen."

„Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechszig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wohl seyn, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst."

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechszig Eier einen Eimer Wein, und so kam es, daß es hieß: zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

So wie der Wirth aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen Alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäste, euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen, zu zeigen."

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum weißen Lamm wußte recht gut sich die Hände reibend zu verbeugen,

die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „Nicht wahr, daß ich solch ein Kautz sey, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute."

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirth!" rief er, „Ihr seyd der beste Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt, dadurch, daß Ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirth."

„Ich weiß nicht," sprach der Wirth, „was Ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen schiene."

„So ist es!" schrie Weppering, „und ich dächte, Meisters, wir ließen eins springen."

„Ihr seyd," nahm Meister Erxner das Wort, „Ihr seyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird."— „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe."

„Ist," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmuthige Weise belebte, „ist hier der jüngste wie es scheint, der mäßigste und nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen

daß ich, als der älteste von euch allen, mich zur Gegenpartei schlage."

„Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirth ein paar Fäßchen sehr guten Würzburger Wein stehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen."

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin," rief der Alte, „wollt ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?"

„Herr," erwiederte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirthet haben."

„So dürfet," fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürft ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht verschmähen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseyns durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu sehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht

wisse, wer der Alte sey, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß war sein Körper, im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Ueber sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermuth beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich lese," sprach er mit sanfter Stimme, „in euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die mit einander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden, so wie der besondern Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied, so wie der seinige, und so wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer seyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die

Wissenschaften unwiderstehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen gutmüthigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt, und dabei eine vollständige, anmuthige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen voran über fiel. Ohne es abèr aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!" begrüßten."

„Wer," erwiederte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmuthigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima —"

„Nun,“ unterbrach Meister Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sey der Dezember im Anzuge.“

„Schämt Euch,“ nahm Doktor Mathias das Wort, „schämt Euch, Meister Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tyroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben. Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf — deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fischer, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen, mächtigen Albrecht Dürer.“

So wie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind,“ fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schnöde Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstan-

tinopel ihre Gemächer mit Euren Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihres Gleichen suchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fischer!" rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; faßt Muth, Bergstainer, Ihr werdet's noch zu großem bringen! — Und was soll ich zu Euch sagen, Ihr, mein guter lieber Meister Erxner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit —"

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirthshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollirte unbehülflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hineingestürzt und rief lachend: „ei, ei, meine werthen Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Gesellen, der aufs neue unnützen Lärm verführen will, wie seine Kumpane im Jahr 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre — er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht

und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird."

Die Thüre ging auf und hinein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, beinahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr breiter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinab hingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einem gelben Reitermantel fast eingewickelt war, so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit schmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tisch flogen, wo die Gäste saßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hagere Gestalt des Menschen, der ein Reiterwams von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen sollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch seyn, daß die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gaststube, so wie die ausgestandene Witterung, das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines An-

zuges, d. h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolandsspornen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist,“ sprach Herr Mathias, „das ist ja ein grober ungeschlachter Geselle, der uns hier unsre ruhige Freude verdirbt;“ — „den ich,“ nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde.“ — „Das wird,“ erwiederte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutale Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich.“

Unterdessen hatte der Wirth das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich gebehrdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des

wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücken zerbrach, indem er dabei schrie: „was, du hallunkischer Wirth, du willst mich vergiften, ehe mich Andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit deinem Höllengesöffe?“

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und schrie mit einer Stimme, die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geselle; wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr hinein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel, und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sey es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaisers Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat.“

„Was, Ihr grober Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt, und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wohl sonst gethan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt! Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herrn Kaiser Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher

Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seyd!"

„Gesindel," brüllte der Fremde, und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor, und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin, und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seyd Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig seyn wollt, oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich Euch, trotz Eures Rolandsschwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmessers, mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nöthig haben sollt, zum Reiterwams."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken, und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden, und auf den Fremden zugeschritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seyd, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen."

„Fallt ihr alle über mich her," sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien, und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr."

„Ich merke," sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das

Mißverständniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohl gethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützer Weise den großen Tumult anzufangen."

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirth ein solch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrner Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?"

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen, und sprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? seyd Ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage thun könnt? Ihr müßt sammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen seyn, denn sonst hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf eine Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer!“

„Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besondern Gunstbezeugungen beehren wird.“

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dies wie ganz erstarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier,“ sprachen die Gäste, und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte

er ihm die Hand auf die Achsel und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seyd Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen."

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dies kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmuthig daher plätscherndem Gewässer durchschnitten, Gebüsch bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, rings umher dazu das melodische Trillern der Singvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath stören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Tempe verglich, von dem die alten Fabeln so viel herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun Alt und Jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmuthige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit *Zithern* in den Händen, daher und sangen lustig anzuhörende

Mährlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch is zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn inveriert hat, und sein klägliches Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntscheckigter Schalks-arr und sang unter tollen Grimassen und Gebehrden von dem Cardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer us der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck t verschieden geworden, als da sind: der Rosmarinschmeck, er Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der Rosenschmeck und tau-:nd andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, venn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei a!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigseime für und für,
die Zung' ist Milch und Honigsüße:
die Kleider haben den Geschmack,
den Libanus nicht geben mag.
Auch wenn er alle Kraft anbließe.

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein nderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschla-enen Trommel begleitete.

Doch das war etwas fürs Volk, welches den Narren laut abelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigten Wasen bei dem vom lbendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein dleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig ei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen ollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich erschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und

lich unter dem Volke hat er mich geschimpft; — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Bastard." Der Jüngling stieß ein Geheul aus, indem er sich beide Fäuste vors Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Rathsherren zu, und versicherten, daß der übermüthige Patrizierssohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wuth gerathen, und ihm zu Leibe gehen können. Ein Thränenstrom stürzte aus Raphaels Augen — er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust, und fragte schluchzend: ob er denn solch ein Mordgeselle sey, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröhlichkeit zur höchsten Wuth gereizt — darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte seine Hand und benetzte sie mit Thränen, indem er sprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter, und sagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?"

„Weil," sprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinstimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seyd, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Messer her." Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust, und sprach im Ton der innigsten Wehmuth: „O, mein würdigsterr Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst gethan, zwingt mich, dieses Messer nie

meiner Seite zu lassen. Seyd barmherzig, würdigster
, fragt mich nicht mehr.“ —

„Ihr seyd,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „Ihr seyd
wunderlicher Mensch, Raphael; doch habt Ihr etwas in
m ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so
etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, ihr lie-
Jünglinge, seyd ihr der Leibesübungen satt, so mischt euch
in jene fröhliche Haufen, welche sich ergötzen durch Gesang
Tanz. Reizen euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die
reihenweise daherziehen?“

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den
in die Höhe und sang mit gar heller anmuthiger Stimme
:r stumpfen Schloßweis Hans Müllers:

Es steht am Firmament
nur eine Sonnen die brennt
ins wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben.
Ein Liebesfirmament
Ein Liebesfeuer brennt.
O, Königin!
mein Sinn,
in dir nur lebt.
Giebts noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
sie gönnt
mir tausend süße Schmerzen!
O! selig Feu'r das brennt,
Das Himmelslust mir gönnt.
Spring auf, o Brust,
in Lust.
Entströme Glut dem Herzen.

„Er ist in Liebe," sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer." — „Nun," erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens eben so wild und toll, als die Liebe selbst."

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschigten, vielfach geknüpften Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn rings umher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher Scheu erröthend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

So kommst du her,
Schönst' der Jungfrauen?
Darf ich dich schauen?
Wunderbares Bangen
Hält die Brust befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut ist ihr Gang,
ihr Athem süßer Gesang,

alles huld'ge ihr,
im Lustrevier.
Will sie zu euch sich neigen,
seht den Himmel niedersteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst, Liebesbronnen!
O Schmerzen. O Lust
zerspaltet die Brust.
Ach dem kein Stern mehr brennet,
dem ist die Ruh gegönnet.

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Thränen, und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten, und sich an dem anmuthigen Schauspiel ergötzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend,

nun aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung seyn mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Schaam, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Muth schwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beschlossen unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abentheuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckigter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Amann Kriegszug gesprungen zu seyn.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf

nißtönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ıngeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, ›er auf den Händen das Federbarett empor hielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handchuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken vergiften, luchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in ›er Gewalt der Jünglinge, und jemehr er sich toll gebehrdete, ‚u desto abentheuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer ‚u zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Athem zu erhalten, so daß er's var, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand.—

Es ist nöthig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls nit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie mmer; es gesellten sich so viel edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu ›ilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht ›erschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, ›er sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmuthigen Beredtsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens. —

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markigt aus, ım nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben,

wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft unter den buschigten scharf zusammengezogenen Augenbraunen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen ein unaussprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, so wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Uebels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eignes Colorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden, und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzuthun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von schwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit gerissenem Sammt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wams war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael!

welchen Unfug treibst du; spiel' nicht vor diesen edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren."

In dem Augenblick trafen Solfaterras und Dürers Blicke zusammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt," und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothischen Erker geführt zu werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Blässe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und sah in tiefer Bekümmerniß vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?"

„Ach," erwiederte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört, und mit dir geseufzt und gebetet. Unsre arme Tochter Mathilde."

„Sie ist," sprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte —"

„Um Gott," fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du bist alles dessen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber hast du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch *Raphael* ein guter Mensch." —

„In der That," nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der That, du vertheidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen."

„Mit nichten," erwiederte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich seyn sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmuthigen Wiesenflecken dahin plätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht."

„Ei," sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichniß, das jedem Meistersänger Ehre machen würde, hast du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmasius zu verdanken."

„O!" sprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinausschreiten und ein anderes Wesen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichniß sagen, daß Mathildens stille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer stets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum erstenmal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Wesen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbesonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wo-

durch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhell
Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet."

„Doch sage, Vater, was thun, was beginnen?" —

„Ernste väterliche Ermahnungen," sprach Herr Harsdorfe „sind vor der Hand der einzige Damm, den ich diesem reiße den Strom entgegensetzen kann; und wie lange wird's daue bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgeküh hat, daß der Sinn nur im mindesten der Vernunft sich hi neigt. Doch mich dünkt, ich höre unser liebes Kind mit unser Morgen-Imbiß die Treppe heraufschreiten. Sie wird auf un serm kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie un verursacht."

In der That öffnete sich die Thüre, und hinein trat da liebe Kind, mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Telle auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläser stande Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das so frisch un appetitlich aussah, wie man es in Nürnberg nicht anders finde

Die Todtenbläſſe des Antlitzes, die verweinten Augen zeug ten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Inner Doch war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Rüh rung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ih Hände küßte. Der alte Hatsdorfer, Mathilden im höchst jugendlichen Liebreiz vor sich stehen, mit hängendem Köpfchen wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beide Händen ein Schnupftuch zusammendrücken sehend, schien in de That verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun," sprach er mit bitterm Ernst, „nun weiß ma doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu sei ner Liebsten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kran flechten?" „Ach, Vater!" erwiederte Mathilde, „verletz

nicht noch dies wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der gestrige Auftritt hat mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehen, als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?"

„Mathilde," sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entschuldigung fand. Mathilde, du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirst du ihm schon längst die innere Stimmung verrathen haben."

„O Gott!" rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Thränen standen, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nun mit mildem Ernst und einem Ton, dessen halbunterdrückte Wehmuth die höchste Zärtlichkeit für das liebe Kind, so wie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt:

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest du irren, wenn du glauben solltest, daß deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn versetzt hat. Ra-

phael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also deiner Liebe niemals ein Hinderniß seyn. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem."

„Mathilde, du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach dir aus und sucht dich zu verderben. Mathilde, sammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher —" Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknillte.

„Also," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte — konntest du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergiebt, und ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft, sein Jähzorn scheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag *es an ihm*, daß der Mord nicht wirklich geschah?"

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk.“ Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber,“ sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, ils habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber n dir selbst hat nun sein bedrohliches Wesen sich offen- art. Du siehst die Gefahr ein, der du leichtsinnig dich hin- pfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in länzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen o verlocken, daß er als ihr eigen an die Brust fällt, um ihn ann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen; so ist's nit Raphael.“

„Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist ge- chehn; unverzeihlich hat sich Raphael gegen dich benommen, ind hierin findest du den ersten und fürnehmsten Grund, deine eidenschaft zu bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes, fromm- üchtiges Kind, und so wird dir der Sieg leicht werden. Ja, nein liebes theures Kind, du hast recht, nicht verzeihen magst, annst du dem wilden Jüngling was er that.“

„O Gott!“ rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst ver- iehen.“

Herr Harsdorfer erschrack über diesen ihm allein unerwar- eten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, velches schon seine Lippen berührten, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deut- ich sprach: hättest du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Ma- hilde mit steigender Leidenschaft: „O Gott, liebe Eltern, was nein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein rscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein rachtvoller Stern sein edles herrliches Gemüth.“

„Als der übermüthige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wissen, meine theuren Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf machte, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu seyn, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog — o! das böse, böse Messer — wie oft habe ich — —" Mathilde stockte und drückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Thränen ersticken zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknirschung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im," sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem du ihn nicht wieder siehst, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöschen."

„O Gott!" schrie Mathilde mehr als sie sprach, „was sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daseyn ist. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in seiner Brust — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens — ohne ihn alles todt und starr — mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne. Und so lebe ich auch in meines Raphaels Brust. Ha! so geliebt zu seyn! — so geliebt zu seyn!" —

„Als er mich auf der Hallerwiese erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die älte-

sten Meister nickten ihm Beifall zu — allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten — während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen — während sie den Jüngling verdammten, fühlte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch ist er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!"

„So gewahr' ich denn," sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „so gewahr' ich denn, daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegährt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchsten wallt, die Zucht und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den deinigen strömen? Doch gehe hin, Verworfene, du hast keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon längst in dem Gehirn des Bösewichts, der dir nachstellt; ende im Elend und tiefer Schmach."

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unser frommes Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch nein, sie liebt

wohl Raphael wirklich, aber kann sie darum Vater und Mutter lassen?"

„Nimmermehr, lieber sterben," schluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden ganz schmerzaufgelösten Weiber gab diesem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergestürzt war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmüthig: fasse dich, mein liebes Kind, vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der dich dir selbst verleugnen ließ."

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trocknen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamen Blick und fragte mit dumpfen Ton: „habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig." — Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwischen deinen Eltern."

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmuthiges Kabinetsstück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlankgewachsene Mathilde in der zierlichsten Morgenkleidung, Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Tabourets und

des Tisches mit dem appetitlichen Morgen-Imbiß vergessen werden. —

„Um dir," begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet ist, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längst bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen."

„So wie Dürers Vater, war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug bei Seite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben sollten sich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth."

„Hier war es nun, wo in beiden sich bald ein reicher Schacht der vorzüglichsten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt; Dietrich dagegen, von einem selt-

samen Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchste treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung; so gaben doch insgemein die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen, und den Mackel weltlicher Lust, die nichts höheres will, als die Lust, an sich trugen."

„Zu dem schalten die Meister noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, alles überwiegender Geist — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und seinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, die die allgemeine Bewunderung erregten."

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging's dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirkliche Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit," verworfen wurde."

„Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wüthendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen."

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen,

einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf dessen nicht."

„Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und schien wirklich wieder etwas über das starre Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, Namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam."

„Von diesem Augenblick war Dietrich wie von Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts, als italische Kunst; und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch schlimmeres, als dies."

„Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wuth, die in dem gährenden Blute kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet."

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu deinen Eltern, zu dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten."

„Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Eben so wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Eben so wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen — eben so wie du, unglückliche Mathilde, kam die

schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie, und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn sammt dem saubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt."

„Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem bildschönen, fünf- bis sechsjährigen Knaben Klostersuppe eingeflößt wurde."

„Das Bettelweib war ein Bild des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren."

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hülflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hülfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Irmshöfer — das Bettelweib, Rosa." —

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indessen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat hinein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, davon soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gasthofe zum weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammengetrieben, so hatte dagegen das langerwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keinesweges ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerthen Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du bist besser, als der heilige Sebaldus, der blos zerbrochene Bouteillen leimt." Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geschehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!" prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforce-Schritt gerieth, und dabei kläglich stürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!" rief in der Stube ein wohlgenährter Kärner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche kurze Waaren feil zu halten), „nein, mit Freu-

den verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahr nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich daheim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude."

„Ei," begann ein schwarzgebrannter Geselle von Kärner, „ei nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich; ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet seyn wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürsten und Potentaten malt, und unser eins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen."

„Ei," sprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch so sprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen. So wie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüren

und Thore für jedermann geöffnet, und der geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben."

„Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg — Stütze der Armen — Zuflucht der Bedrängten — Trost und thätige Hülfe jedem, der ihrer bedarf — und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier unbefangener Sinn, statt falscher Saalbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl solches Gift oftmals bei den Vornehmen herumschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder, und lispelte: „O Gott! sollte etwas darin stecken."

„Silentium!" schrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über den Tisch herüber: Silentium! und sollte ich ganz allein gegen euch Meisters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, so thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke sitzt, zu entscheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bastard schimpfte."

„Wer mir," sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben."

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," so stürmten die

Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrien, indem sie die Gläser klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegesohn Raphael, denn sein ist er ganz und gar.“

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht,“ so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entschiede.“

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durchschlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Ansinnen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterspruch zu thun. Herr Thomas gab der strengen Nothwendigkeit nach, und bemühte sich, wenigstens das mit Zierlichkeit und Anstand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblicke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine theuren Gäste! es ist hier von einem Todtschlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht ist, jemand todt zu schlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Egyptier, Perser —“

„Halt, halt,“ schrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier,

Kalkdreher, Gypszieher, oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da heraus gewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirth, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt es, „betreffend Meuterei und Todtschlag," ausdrücklich: so Jemand —" In diesem Augenblicke schaute der Wirth um sich, und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachtheiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „in der That, sehr werthe Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor gleiches gethan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „und sollte auch ein hitziger Streich geschehen seyn, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung eures Gemüths, die ihr in dieser

Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht von Statten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister, in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieser Aergerniß des Bösen." —

„Er ist hier," sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es," erwiederte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts," fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht."

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster, und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifriger und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. — Mathias! als der Rathsdiener die Pforten des Kaisersaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Theil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich

jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erschreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschloßnen Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber soviel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders ins feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte."

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst.

Dieses herrliche Fragment ist der letzte Aufsatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder

sagte. Wenige Stunden vor seinem Scheiden von dieser Erde wollte er noch, sich wohl fühlend, diese Erzählung fortsetzen; seine Frau suchte es ihm aber auszureden; er wurde im Bette mit dem Gesichte nach der Wand hin gelegt, verfiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die Biographie.)

Neueste Schicksale
eines abentheuerlichen Mannes †).

Vorwort.

Nicht gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthofe, das Hôtel de Brandenbourg geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, Rücksichts seines Aeußern, seines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig seltsam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen, Geschwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie Keiner; z. B. Lilas, Zeisiggrün ꝛc., die aber, seiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten, und dazu saß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlschnalle ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Frisur. Frisiren und pudern ließ sich der Kleine nehmlich jeden Tag auf das schönste,

---

†) Diese Erzählung, so wie „des Vetters Eckfenster" und „die Genesung", sind hier aufgenommen aus E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von J. E. Hitzig. 2 Thle. Berlin 1823. (2. Aufl. 1827. — 3. Aufl. 3 Bde. Stuttg. 1839.) Thl. II. S. 203 ff.

und einen amönen Studentenzopf aus den Neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe u. s. w.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten, und aß und trank mit dem ungemessensten Appetit. Hatte er sich dann satt gegessen und getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle, oder wie ein Feuerrad. In einem Athem schwatzte er von Naturphilosophie, seltnen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundnen Haubenstöcken, Poesie, Compreßions-Maschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wohl bald merkte, wie er ein sattsam gebildeter Mann seyn, und in literarisch ästhetischen Thees hinlänglich geglänzt haben müsse. — Ueberhaupt verstand sich der Fremde ungemein auf das, was man feine Conversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes herrliches Gemüth verspüren, und auch erstaunlich viel deutschen Sinn, wiewohl er versicherte, sich deswegen etwas cachiren zu müssen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln stehen lassen, das er mit Artigkeit wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, wes Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sey, so entschlüpfte ihm doch in solch' gemüthlicher Laune manch' bedeutsames Wort, das freilich nun wieder unauflöslichen Räthseln anzugehören schien. Er gab nehmlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnißvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre, als das liebe tägliche Brot. — Dabei fuhr er mit beiden Aermen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als

wolle er jemanden das Maaß nehmen, er überhaupt sehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinend, wenn man da so hinabginge, und so immer fort und fort, so würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerstrauch eingefaßten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange. Und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche, und sah so ganz besonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sey am Ende niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft, wie ein naß gewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute satt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigne Bewandniß. Das Gepräge war nehmlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite stand eine Inschrift, die beinahe Chinesisch schien. Auf der Kehrseite befand sich aber in dem, mit einer Turban ähnlichen Krone bedeckten, Wappenschilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Esel. — Der Wirth des Hauses wollte daher auch diese, gänzlich unbekannte, Münze nicht eher in

Zahlung nehmen, bis auf Befragen der General-Münz-Wardein Loos ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sey, daß es ordentlicher Uebermuth gewesen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein Inkognito reisender asiatischer Potentat, so stand damit wieder manches in seinem Betragen in dem grellsten Widerspruch. Mit hoher kreischender Stimme pflegte er nehmlich öfters Lieder zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woch' zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blüh'n, oder: Der Schneider muß nach Pankow schnell heraus ꝛc. ꝛc.

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattsam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande herausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandtesten Köchin den Eiergelben Schnürstiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armes Markt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salzmann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Esel großartig belohnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirthsleute und aller derer, die gerade aus den Fenstern guckten, war

er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davon gefahren im brausenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandenbourg die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause erwähnte, daß man auf dem Sekretair in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich, auf den ersten Blick in's Manuskript, wahrnahm, daß der Fremde niemand anders gewesen, als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancirte, Schneidergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren, in dem achten Bande der Straußfedern, der Lesewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug scheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen, und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tieck) suchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonelli's ferneres Manuskript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaktion desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen. *)

---

*) Den geneigten Lesern, die etwa den achten Band der zuerst von Musäus herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das sich sehr selten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben sollten, dient folgendes zur kürzlichen Nachricht. A. Tonelli, von armen Schneidereltern geboren, selbst zu dieser Profession erzogen, aber Hohes im Sinne tragend, begiebt sich auf die Wanderschaft, verirrt sich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus vexirt, und kommt, nachdem er viel

Hier ist also die

Fortsetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeschichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch

---

Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich, mittelst einer Wurzel, in alle nur mögliche Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elephant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der, vor Freude über den seltnen Künstler, sich kreuzigt und segnet, und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Zauberwurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt sich durch bis nach Siberien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirthshauses eine verwünschte Katze besucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerspruch, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt sich von ihr die Hand reichen, und faßt Zutrauen, als sie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz, und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Gold verschwunden, und er auf's neue in Noth und Elend gerathen ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm so viel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmauß, den er ihm in dem Gasthofe giebt, baut ein Schloß, Tunellenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Diese stirbt, das Schloß brennt ab, der Stein ist verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeister, aus dem Lande gejagt. Er muß auf's neue sich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber; kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von

immer gelogen, als wenn's mein Vortheil. Possedir' überaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb n den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, aß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau, und och immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch in junger hübscher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber tark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan mit Äpfelmus und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die dealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brü-

---

Poltergeistern heimgesucht werden soll. Als sie spielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das köstlichste schmausen. Die beiden Leinweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen großen Vogels, dem Tonelli sein Compliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebets, das ihm in der Angst entfahren. Der Vogel erwiedert, das habe nichts zu sagen, und rathet ihm, von den Kostbarkeiten auf dem Tisch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherei die Gunst des Kaisers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Auslieferung der Perle, seine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schlusse heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch „glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich „thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, „daß man gewiß und wahrhaftig durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, ihn bis an „mein seeliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige „*Menschen!*" —

Hier ist also die

Fortsetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeschichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch

---

Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich, mittelst einer Wurzel, in alle nur mögliche Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elephant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der, vor Freude über den seltnen Künstler, sich kreuzigt und segnet, und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Zauberwurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt sich durch bis nach Siberien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirthshauses eine verwünschte Katze besucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerspruch, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt sich von ihr die Hand reichen, und faßt Zutrauen, als sie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz, und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Gold verschwunden, und er auf's neue in Noth und Elend gerathen ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm so viel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmauß, den er ihm in dem Gasthofe giebt, baut ein Schloß, Tunellenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Diese stirbt, das Schloß brennt ab, der Stein ist verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeister, aus dem Lande gejagt. Er muß auf's neue sich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von

immer gelogen, als wenn's mein Vortheil. Possedir' überaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb n den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, aß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau, und och immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner ugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch in junger hübscher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber ark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan mit pfelmus und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die dealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brü-

---

Poltergeistern heimgesucht werden soll. Als sie spielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das köstlichste schmausen. Die beiden Leinweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen großen Vogels, dem Tonelli sein Compliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebets, das ihm in der Angst entfahren. Der Vogel erwiedert, das habe nichts zu sagen, und rathet ihm, von den Kostbarkeiten auf dem Tisch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherei die Gunst des Kaisers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Auslieferung der Perle, seine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schlusse heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch „glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich „thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, „daß man gewiß und wahrhaftig durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, ihn bis an „mein seeliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kin„derjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige „Menschen!" —

Des Vetters Eckfenster.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut Noth, daß er sich, mit Hülfe standhafter Krücken, und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Gleise des französischen Witzes ausweichende, Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse, in der französischen Literatur feststellte. So wie Scarron, schriftstellert mein Vetter; so wie Scarron, ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhme des deutschen Schriftstellers sey es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, seine kleinen pikanten Schüsseln mit Asa fötida zu würzen, um die Gaumen seiner deutschen Leser, die dergleichen *nicht wohl* vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle

Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut seyn und ergötzlich; ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Vetters Unterhaltung, und es schien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die schwerste Krankheit vermochte nicht den raschen Rädergang der Fantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geschichten erzählte, die er, des mannigfachen Weh's, das er duldete, unerachtet, ersonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. So wie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die schwärzeste Melancholie. „Vetter!" sprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erschreckte, „Vetter mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen gespannten grundirten Leinewand saß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er so eben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußern Form gestaltet, aus mir selbst hinaus tritt, sich mit der Welt befreundend! — Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück!" Seit der Zeit ließ sich mein Vetter, weder vor mir, noch vor irgen deinem andern Menschen, sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund. —

Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sey, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, das das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über den Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in dir glüht. Das erste Erforderniß fehlt dir dazu, um jemals in die Fußstapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines scheckigten, Sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volks? Hoho, mein Freund! mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Primitien der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich herab in die Straße; hier hast du mein *Glas*, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person

mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräche begriffen, ganz geschwinde andere Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach französischer Art, Turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, so wie ihr ganzes Wesen, zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier in's Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel gerathen. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich in's Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter. Gut Vetter, das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut. Bemerkst du wohl jenes Frauenzimmer, die sich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein seidner Hut, der in caprizlöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidner Ueberwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbesatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsatz. — Gott sey bei uns! was die seidene Person für wüthende Blicke um sich wirft, mit welcher Wuth sie eindringt in die dicksten Haufen, — wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles feilscht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders seyn, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheim-Secretair nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet, dagegen galt sie bei allen Nachbaren für das häuslichste, wirthschaftlichste Mädchen, und in der That sie ist auch so wirthschaftlich, und wirthschaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheim-Secretair darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheim-Secretairs Wirthschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Glaswerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel selbst kom-

ponirt hat, fortspielt; ungefähr jeden vierten Markttag, wird sie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkst du wohl — doch nein, nein, diese Gruppe, die so eben sich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth's verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexierwaare, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zu einander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der That ein Paar auffallende Physiognomien! welches dämonische Lächeln, — welche Gestikulation mit den dürren Knochenärmen! —

Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Collision, und also keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt, und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O! sieh', sieh' Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechszehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Aeußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von

der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilischer Schlauheit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Baarschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen, als eine skandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergötzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verläumdung belohnt. —

Ich. Von allem, was du da herauscombinirst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr seyn, aber indem ich die Weiber anschaue, ist mir, Dank sey es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die, in stoischer Ruhe und Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolirten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfwaare, und was weiß

ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrath, wahrscheinlich aus kleinen Auktionen zusammengestümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot des Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Waare selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe, und eben so viel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen bessern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch eben so unter die Schürze steckt, wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmuth des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die scurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt unter den Stuhl der Betschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist, und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischer Weise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porcellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Falliffement im eigentlichsten Sinne des Wortes. —

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und

um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Theil der Hauswirthschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen, zu häuslicher Gesinnung führen muß.

Der Vetter. Meinst du, Vetter! ich für mein Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbsteinkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Waare, und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehn, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w., lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparniß der sogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal Statt findet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteh't, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Besuch des Markts sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Spekulationen liebeseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauschen mit schwarzen Kragen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — — Doch sieh', sieh Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das so eben dort an der Pumpe,

von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg in's Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sey es dem rothen Shawl, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich; dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne Weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen Kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum Erstenmale selbstständig seyn wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denk'st du dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen-Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von ächtem weiblichen Sinn beseelt, und mit jenem jedesmal rich-

tig treffenden Verstande und feinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hinein schauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter, als sie, und zwischen Beiden eine gewisse Cordialität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Shawl ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Ausrangirte Ballchaussüre auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht, so wie es scheint, mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilscht und feilscht, spricht, gestikulirt, alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfnisse, einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet, — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballet, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch *will*, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha getroffen!

Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

Ich. Ich erblicke einen großen, schlankgewachsenen Jüngling, im gelben kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rothes silbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Collegium zu besuchen; — aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Collegium und alles um sich her zu vergessen. —

Der Vetter. So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Comödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Waare appetitlich aufgethürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Desert von Obst bestehen kann; unsere kleine Comödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee — das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rath und Beistand bei einer sattsam schwierigen Apfelsinen-Wahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmuthige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variirt wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wählen so viel er will; mich interessirt das nicht, und zwar um so weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelsbild, die allerliebste Geheimeraths-Tochter, von Neuem aufgestoßen ist.

Der Vetter. Nach den Blumen dort schau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenflor ausgesuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn, so wie sie der Handel nicht beschäftigt, lies't sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowski'schen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen belletristischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen stehen die Blumen zum Verkauf, — ich das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr, oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten seyn; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen

Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke sey, was eben jetzt das Mädchen in die phantastische Welt meiner Träumereien versetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preise eines Nelkenstocks, der in einer entfernten Reihe stand. Während daß das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?" das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar ***. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstock; das Mädchen war mir in diesem Augenblick ein viel schätzenswertheres Publikum, als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den süßesten Autorgefühlen, fragte ich mit anscheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „I, mein lieber Herr," erwiederte das Mädchen, „das ist ein gar schnackisches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann ist es so, als wenn man mitten darin säße." Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte; sie wiederholte, es sei ein gar schnackisches Buch, sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sey ihr ganz weinerlich zu Muthe geworden; sie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir Nachmittags von Herrn Kralowski zu holen, denn sie wechsele eben Nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig

von Hybla zu vergleichen, mit dem seligen Lächeln des wonneerfüllten Autors, lispelte ich: „hier, mein süßer Engel, hier steht der Autor des Buchs, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhaftiger Person.“ Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das sublime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt sie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des *** in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzuthun, aber es war, als sey sie versteinert, und nichts entschlüpfte ihren Lippen, als: hm — so — I das wäre — wie —. Doch was soll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläuftig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters, war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube an's Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen seyn; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher bei'm Herrn Kralowski mache? — pfeilschnell schoß ich mit meinem Nelkenstock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich gestrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt, und überließ sich, indem sie die feisten Arme bald übereinanderschlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Colleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gesprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor sich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem rüstigen Burschen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschen aus dem kleinen Körbchen nascht; wie wird das feine Battisttuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks frägt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Markt's sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt. —

Der Vetter. (Das Gespräch fortsetzend) Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Räthsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen steht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein Billiges, Pflaumenmuß verspendet. Fürs erste, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erst die

großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beseitigt, und dann den gierigen Näschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierkleckschen zuwirft, welches sie sogleich als stattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Caviar des Volks! Bei dem geschickten Vertheilen des Pflaumenmußes, mittelst des geschwenkten Löffels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es sei auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruste von Zimmt, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittelst eines Dreschflegels vertheilt worden. Jeder der werthen Gäste durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufsperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, hast du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Wes Geisteskind ist die tolle abentheuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengrade mit eingebogenem Rücken da steht! Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen starrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe, und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht? —

Der Vetter. Das wirst du gleich erfahren, schau nur aufmerksam hin.

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück — die Sonne scheint hinein — strahlende Reflexe — der Kasten ist mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmußfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht — feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbraunen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupé en coeur frisirt, mit kleinen steifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmuß füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann — er windet sich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und schiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete, Vorrath von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört — er setzt den Kasten behutsam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter schaut er blos an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlassen, ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkosend zu berühren; — schnell

hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich, und schreitet, sich mit Gewalt losreißend von dem verführerischen Gegenstand seiner Begierde, von dannen — er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden — ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf; er geht die Charlottenstraße herauf, mit solchem ganz seltsamen Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande hinabgeschneit zu seyn scheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich allein auf seinem Zimmer; — er ist durchaus ohne alle Bedienung, er besorgt alles selbst — an Markttagen holt er, wie du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei seinem armseligen Stübchen belegen, selbst seine Speisen, die er dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thierischem, Appetit verzehrt. Wie geschickt und zweckmäßig er einen alten Malkasten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das hast du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch solche

Käuze geben, sagt ein welterfahrner Mann, und er hat Recht, denn die Varietät kann nie bunt genug seyn. Doch mißfällt dir der Mann so sehr, lieber Vetter, so kann ich dir darüber, was er ist, thut und treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, und zwar sämmtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brot. Seit dem Augenblick, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie den engsten Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen, als echt alte Franzosen, in lebhafter Conversation, bei frugalem Abendessen. Des Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fechtmeisters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeister Rivale, die sich der neuesten pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und die schlauen Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumenkitzler, von den eigensinnigsten Gastronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indessen sein Schäfchen ins Trockne gebracht. Sie zogen zusammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene, Wohnung, gaben ihre Geschäfte auf, und lebten zusammen, alt französischer Sitte getreu, ganz lustig und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten der unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein besonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Sozietät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fechtmeister besuchen ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziers von höherm Rang, Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmste Praxis, und

sammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pastetenbäcker sorgt für die Küche; er kauft eben so gut selbst ein, als er die Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt für jetzt, da eine alte zahnlose Französin, die sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwaschmagd heruntergedient hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins françois zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgethürmt ist. — So habe ich den widrigen cynischen deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemüthlichen französischen Pastetenbäcker umgeschaffen, und ich glaube, daß sein Aeußeres, sein ganzes Wesen, recht gut dazu paßt.

Ich. Diese Erfindung macht deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten schon seit ein Paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die sich aus dem dicksten Gedränge des Volkes empor heben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Ansehen — der Ueberrock von rosarothem schwerem Seidenzeuge ist funkelnagelneu — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen — weiße Glacé-Handschuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame, sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still, und winkt einem alten,

schmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misère im Hefen des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühsam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute, Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft rasch bis in die Mitte der Charlottenstraße, und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um sich auszuruhen, den Korb an die Erde gesetzt, und du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

Ich. Der ist in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Aepfel — ein kleines Brot — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schaafkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt —

Der Vetter. Still, still, Vetter, genug von der Rosenrothen! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderbniß Almosen spendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menschlichen Elends, und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürrte Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorge-

schoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Markt's an derselben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Vetter. Du bist in gar großem Irrthum, lieber Vetter. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feil hält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in, auf Wagen gepackten, Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüsekörben bepackt, wie ein Lastthier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er sich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelst des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Dienste er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, giebt sich, wenn nun seine Kräfte beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hin zu helfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im mindesten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet ist, und sie ihm die ganz, oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen seyn, oder sollte auch kein anderer sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichts verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigenthümlich, sogleich erkennt; es scheint darin

ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührendern Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröthe des Lebens, aber sein inneres Auge strebt schon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Vetter, wie sich bei diesem armen Menschen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausspricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und Keiner daraus verfehlt ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hierin liegt Alles. Schau einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und sag' mir, was du gewahrst.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche derbe Hausmägde; die, mit zum Theil schwer ins Gewicht fallenden Waaren übermäßig vollgepackten Körbe schneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache zu eilen, um ihre Last los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift schnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als nothwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das ist Recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor, und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein ge-

nug zum Akt der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt, — sie ruft ihrer Köchin zu, — es findet sich, daß auch dieser die kleine Münze ausgegangen, — sie muß erst bei den Gemüseweibern wechseln, — endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft, — nun klopft sie den Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein, und schließt ihm die Faust, damit die splendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her, und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuschen hat sie schnell, daß es gewiß Niemand als ich, der ich sie auf dem Kern meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glaue, wohlgemästete Mann im braunen Rocke, der dort so gemüthlich daher geschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden stehen, und läßt sich in ein langes Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe, und wühlt so entsetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verstieg. — Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wohl Dank

seyn mag, — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da hast du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation: was ist ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines Andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Werth; — ich kann mich sehr irren, aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüsekörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sey, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, keift sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gemacht hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuthen, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältniß näher nachzuforschen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgespannt sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit rosenrothen Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nämlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Waare geradeüber meinem Fenster am Theater feil bot, und jetzt hinübergewiesen seyn soll auf die andere Seite. Diese Familie besteht aus einem großen robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen,

heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Walde, es würde mich ein wenig fröfteln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblicke die liebste auf Erden seyn. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie, im schneidendsten Contrast, ein kaum vier Fuß hoher, seltsam verwachsener Kerl entgegen, der die Possirlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar seltsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militairs, der mit einem solchen Naturspiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Einen Buckel,“ sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!“ —

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden, denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, ist in steter rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort, und müht sich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoroso des Markts, zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört sie nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehn, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stel-

lungen, Gebehrden und Grimassen, Süßigkeiten auszustoßen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner seyn mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm sanft um die Hüften des Mädchens schlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdem dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken, und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichem Mutterwitz, dem entschiedenen Talent für's Possirliche, und der Kraft, es darzustellen, begabt. Er ist der Pagliaßo, der Tausendsasa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitsschmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag bestehen; man freuet sich auf seine Späße, und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finsterm, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenstaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Bissen theilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigt mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Riesenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlensäcke den Käufern in's Haus zu schaffen. Ich sah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und aben-

theuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das allermindeste, sondern bloß einen ungeheuren Kohlensack, dem unten ein Paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Thier, eine Art märchenhaftes Känguru über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, sieh, Vetter! dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüseweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum und Tuum in heftigen Streit gerathen, und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt, sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen — immer heftiger fechten sie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken sie sich auf den Leib — gleich wird es zum Faustkampf kommen — die Polizei macht sich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen — aus ist der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüsekörben zurück — das Volk, welches nur einige Mal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkst, lieber Vetter, daß dieses während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf dem Markt entspann und der lediglich durch das Volk selbst beschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gedämpft, daß sich Alles zwischen die Streitenden drängt, und sie auseinanderbringt. Am

vorigen Markttage stand zwischen den Fleisch- und Obstbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Ansehen, der mit dem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit gerieth; er führte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unfehlbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen, und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischeraxt, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspekten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Todtschlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit gesetzt werden würde. Die Obstfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verpflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch emporgeschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

wie ein gemalter Wüthrich, und wie partheilos zwischen Kraft und Willen, that nichts.

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heran zu kommen, und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders, als für Alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Vetter. Ueberhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, daß mit dem Berliner Volk, seit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermüthiger Feind das Land überschwemmte,

und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit Einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich Nachmittags nach den Zelten bemühst, und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist. Es ist der Masse so gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geschmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hause, oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falschen Bescheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der Jemanden geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, existirt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu" ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau, oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Raçe, auf dem Schaffot endigen, sind keinesweges das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabond, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbniß, doch ein gewisses Point d'Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geschwin-

digkeit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswitz tief beschämt hat. Ich gehe vor's Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen; einer von ihnen, ein höchstens sechszehn, siebzehnjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust bei'm Arm packte. „Will er mich wohl nicht anfassen!" fahre ich ihn zornig an. „Nun, Herr," erwiederte der Junge ganz gelassen, indem er mich mit seinen stieren Augen anglotzte, „nun, Herr, warum soll ich Ihnen denn nicht anfassen; sind Sie vielleicht nicht ehrlich?"

Der Vetter. Haha! dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obstweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man that ihnen sogar die Ehre an, sie Shakespearesch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als pikante Schüssel auftischten. — Sonst war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren Einkauf selbst besorgen zu wollen, ohne sich der größten Unbill auszusetzen. Denn nicht allein, daß das Höckervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpatriotische Aszetiker eifern grimmig gegen diesen ver-

mehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volksthümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meines Theils bin der festen, innigsten Ueberzeugung, daß ein Volk, das sowohl den Einheimischen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Karakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, zum Theil schleppten sie sie selbst fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf großen Schiebkarren fort — geschäftiger zeigte sich die Polizei, Alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; diese Ordnung wäre auch nicht gestört, wenn es nicht hin und wieder einem schismatischen Bauerjungen eingefallen wäre, queer über den Platz, seine eigene neue Behringsstraße zu entdecken, zu verfolgen, und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden, geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche, zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieser Markt," sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menschenmasse zusammen, in wenigen Augenblicken ist Alles

verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche: es war! nur zu lebhaft aus." — Es schlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat ins Kabinet, und meinte mit verzogenem Gesicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die aufgetragenen Speisen wieder kalt würden. „Also hast du doch Appetit, lieber Vetter?" fragte ich. „O ja," erwiederte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln, „du wirst es gleich sehen."

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten weichgesottenen Ei, und einer halben Mundsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr," sprach der Vetter leise und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches, verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will."*)

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!" rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang, und es mit herzzerschneidender Wehmuth erfüllte, „ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!"

Armer Vetter!

---

*) Hoffmann's damaliger Zustand, treu aufgefaßt.

Die Genesung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachsenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit seinen halb verdorrten, halb grünen Aesten, und seinen malerischen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn so, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon gespitzt, und mich in die gehörige Positur gesetzt, als durch das dicke Gebüsch ein herrschaftlicher Wagen rasselte. Mit Mühe bahnten sich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und es schien in der That ein seltsamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchschnittenen Wald aufs Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können schienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete sich, und hinaus stieg ein junger, sauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Gestrüpp heraus trat, für den jungen Doktor D... erkannte.

Er sah aufmerksam umher, und schien offenbar sich überzeugen zu wollen, daß Niemand in der Nähe sey. Es wollte mich bedünken, als habe sein Wesen etwas besonders Aengstliches, als sey sein Blick seltsam, wirr und unstät. Ich schäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten harmlosen Doktor O... für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir stolzer Weise mit samt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemesis, die im Finstern schleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor O... ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde aufs Neue geöffnet, und hinaus schlüpfte eine junge Dame, so schön, so schlank, so anmuthig, so malerisch in einen Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichsten, rührendsten Roman in der Einsamkeit aus dem Wagen geschlüpft, und die Lunte eines rasselnden, zischenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abentheuern entzündet hat. Du kannst denken, wie ich in der höchsten Spannung durch das dicke Gebüsch schlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeste entgehen zu lassen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövrirt, und hörte jetzt den Doktor sagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unsern Zwecken nicht günstiger seyn kann. Es steht hier ein wunderbarer Baum, dessen Fuß Rasen umgeben; ich selbst habe schon gestern einige Rasenstücke ausgestochen, und eine ganz stattliche Rasenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle ist einem Grabe gleich, und so ist schon symbolisch angedeutet, was wir hier beginnen wollen; Tod und Auferstehung.“ —

„Ja,“ wiederholte die Dame mit herzzerschneidender Weh-

muth, indem sie des Doktors Hand ergriff, der sie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferstehung!“ —

Mir starrte das Blut in den Adern — unwillkührlich entfloh mir ein leises Ach! Der Satan hatte sein Spiel — die Dame drehte sich um — meine werthe Figur stand dicht vor ihr! Vor Erstaunen hätte ich in die Erde sinken mögen. — Niemand anders war die Dame, als das liebenswürdigste Mädchen in B....., das Fräulein Wilhemine von S... Auch sie schien vor Schreck und Staunen sich kaum aufrecht halten zu können — sie schlug die Hände zusammen, und rief ganz zerknirscht: „Um Gott, o mein Leben! wie kommen Sie hierher, Theodor, an diesen ungelegenen Ort, zu dieser ungelegenen Stunde!“

Die rächende Nemesis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich sprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Minos oder Rhadamantus ihre Sprüche verkündigen mögen: „es kann seyn, mein sehr werthes, und bis zu dieser Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen sehr ungelegen komme; doch vielleicht sind es die Schicksalsmächte selbst, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchrof —“

Der Doktor ließ mich nicht vollenden, sondern fiel mir zürnend in die Rede, indem seine Wangen sich entflammten: „Du bewährst dich wieder heute in deiner alten Rolle, nämlich als Eulenspiegel.“

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte sie zu dem Wagen zurück, an dessen geöffnetem Schlage sie stehen blieb.

Der Doktor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft da stand, und nicht wußte, was ich sagen, was ich denken sollte, wieder zurück, indem er sprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen

Baumstamm Platz nehmen, denn es sind mehr als zwei Worte, die ich dir zu sagen habe.

„Du bist ja in dem Hause des Geheimraths von S... bekannt. Du besuchst seine großen Thees, wo sich hundert Personen die Köpfe zerstoßen, hin und her rennend, ohne daß ein Einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, insipides Gespräch, kaum genährt von den kärgsten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Personen mit Wein begossen, und diverse Torten dagegen unversehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines schmählichen Todes stirbt."

„Wart," unterbrach ich den Doktor, „wart, daß dich Lästerzunge die Frau von H... nicht hört, und dich aus Rache, weil sie selbst an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S... verklagt, die sofort den Bann über dich aussprechen, und dich von ihren Thees gänzlich exkludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieser insipiden Thees? Wer benutzt sorglich jede Gelgenheit, das S... sche Haus zu besuchen? — Ei, ei, mein Freund, ich merke was, die schöne Wilhelmine —"

„Lassen wir das," sprach der Doktor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen sich Personen befinden, die auf das Ende unsers Gesprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimenraths von S... ist seit undenklicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicher Seits, war aus der Art geschlagen. Um so entsetzlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimenraths von S... seyn, als sein jüngster Sohn, Siegfried geheißen, wirklich der erste war, der aus der Art schlug. Alles künstliche

Ueberbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte sich Platz, selbst unter den hochadeligen Gemüthern. Man spricht allerlei. Viele sagen, Siegfried habe wirklich an einer Geisteskrankheit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt ihn eingesperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies ist nun der Onkel Siegfried, den du in der Gesellschaft bemerkt haben mußt, wie er mit diesem, oder jenem Gelehrten, den er aufgesucht und gefunden, geistreiche Worte wechselt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen sichtlich als blos tolerirt, welches er ihnen in solch' reichlichem Maaße erwiedert, daß sie besser thäten, davon abzustehen. Wahr ist es, daß er sich zuweilen, vorzüglich wenn sein Geist auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchs-Philosophie zu befolgen, nach welcher es rathsam, die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden, als Gutes, viel zu sehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberzeugung hinreißen läßt, so daß die diplomatischen Herren nicht selten mit angekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erschrocken in die entferntesten Winkel des Saales fliehen. Niemand, als Fräulein Wilhelmine wußte ihn dann so geschickt zu umkreisen, daß er sich stets nur bei den vertrautesten Freunden befand, und sehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer schweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da sie feststeht, nachdem der Körper gesund ist, in wirklichen Wahnsinn ausgeartet. Er bildete sich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtsinn der Menschen, die ihre tiefere Erkenntniß verschmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges

Spiel zu kindischer Lust auf dem armseligen Tummelplatz ihrer Lüste hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen. In ewige schwarze Nacht sey nun der sanfte Schmuck des Frühlings, die sehnsüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Brust, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß sie als fröhliche Kinder emporsprossen und grünen — grüne Büsche und Bäume werden, im Flüstern und Rauschen die Liebe der Mutter, die sie selbst an ihrer Brust nährt und pflegt, mit süßer Stimme preisend.

„Dahin ist das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verschmachtend, weinend, verschwimmt das Blau, das alles mit liebenden Armen umschloß. Alle Mittel, dieser Idee zu widerstehen, blieben vergebens, und du kannst denken, daß der Alte der trostlosen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicher Weise diese Idee mit sich bringt, zu erliegen drohte. Ich gerieth auf den Gedanken, auf ganz eigene Weise, zur Heilung des Wahnsinnigen, den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine ist des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in schlaflosen Nächten dadurch einigen Trost in seine Seele zu bringen, daß sie, wenn er im halben Schlummer lag, leise — leise, von grünen Bäumen und Büschen sprach, und auch wohl sang. Es waren vorzüglich jene schönen Worte Calderon's, womit, in der Blume und Schärpe, Lisida das Grün preist, und welche ein kunstfertiger, fein empfindender Freund in Musik gesetzt hat. Du kennst das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die erste Wahl der Welt,
Und was lieblich dar sich stellt! —
Grün ist ja die Tracht des Lenzen,
Und man fleht, um ihn zu kränzen,

Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das schon an und für sich selbst dem magnetischen Halbschlafe sehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beschwichtigende Ideen zu bringen, ist nicht neu. Irr' ich nicht, so bediente sich schon Puysegur ihrer. Du wirst aber nun gleich sehen, von welchem Hauptschlag meiner Kunst ich die völlige Genesung des Alten zu erlangen hoffe.“ —

Der Doktor stand auf, schritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und sprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und schwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der seltsamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entschuldigen, daß ich geblieben, und in gewisser Art den Lauscher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutschenschlag — ein junger Mann stieg aus, und bald trug dieser, mit Hülfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den schlummernden Alten zu dem seltsamen Baume in der Mitte des Platzes, und legte ihn sanft in bequemer Stellung auf die Rasenbank, die, wie der geneigte Leser es weiß, der Doktor mit eigner kunstgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, schöne Gestalt war in einen langen Ueberrock von silbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demselben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur sparsam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Gesicht, unerachtet die Augen geschlossen, hatte einen

unbeschreiblichen Ausdruck der tiefsten Wehmuth, und doch war es, als sey er in seligen Hoffnungsträumen entschlummert.

Fräulein Wilhelmine setzte sich an das Hauptende der Rasenbank, so daß, wenn sie sich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem seine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldstuhl vor dem Alten, so wie es die magnetische Operation zu erfordern schien. Während nun der Doktor sich mühte, den Alten auf die sanfteste Weise aus dem Schlafe zu bringen, sang das Fräulein Wilhelmine leise:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die schönste Wahl der Welt ꝛc.

Der Alte schien den Duft des Gesträuchs, der Bäume, der vorzüglich stark war, da die Linden in voller Blüthe standen, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich schlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und starrte um sich, doch, wie es schien, ohne einen Gegenstand deutlich in's Auge fassen zu können. Der Doktor zog sich leise zur Seite. Das Fräulein schwieg. Der Alte lallte kaum verständlich: „Grün!"

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen, daß eine besondere anmuthige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterstützte. In dem Augenblick, als der Onkel das Wort: „Grün!" lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilirend durch die Aeste des Baums, und von dem Flattern seines Gefieders brach ein blühender Zweig, und fiel dem Alten auf die Brust.

Da erwachte die Röthe des Lebens auf dem Antlitze des Alten. Er erhob sich, und rief begeistert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, seliger Himmelsbote, bringst du mir den Oelzweig des Lebens, bringst du mir das Grün, bringst

du mir die Hoffnung selbst? Sey gegrüßt, du Hoffnung; ströme über in sehnsüchtiger Lust, blutendes Herz!" —

Plötzlich schwächer werdend, lispelte er kaum hörbar: „Das ist der Tod," und sank auf die Rasenbank, von der er sich zur sitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehülfe des Doktors flößte ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine auf's Neue sang:

In der grünen rc.

schlug der Alte die Augen auf, und schaute nun mit bestimmtem Blick in der Gegend umher. „Ha," sprach er dann mit ungewisser Stimme, „in der That, dieser Traum neckt mich auf besondere Weise."

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, der, nach dem, was vorausgegangen, um so entsetzlicher erschien. Tief ergriffen, stürzte Fräulein Wilhelmine bei der Rasenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte sie mit Thränen, und rief mit der schmerzlichsten Wehmuth: „O! mein theuerster, bester Onkel, nicht jetzt neckt Sie ein Traum, nein, ein böses — böses Gespenst hielt Sie in entsetzlichen Träumen, wie in schweren Ketten gefangen. O! Himmelsfreude, die Ketten sind gesprengt — Sie haben, bester, theuerster Vater, Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heitere, rege Leben lacht Sie an, mit aller süßen Hoffnung, im schönsten Schmelz des Grüns!"

„Grün!" rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er starrer um sich schaute. Nach und nach schien er die Gegenstände bestimmter zu unterscheiden, und seinen Blick besonders auf gewisse Bäume und Büsche zu heften.

„Onkel Siegfried hat," lispelte mir der Doktor ins Ohr, „Onkel Siegfried hat diesen Ort schon seit vielen Jahren be-

onders geliebt, und in tiefer Einsamkeit besucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch seinen Hang zu wunderlichen Kombinationen naturhistorischer Erscheinungen geweckt, und ihn iefer romantische Platz auch von der Seite besonders interes-rt haben."

Noch immer saß der Alte, um sich schauend; doch immer eicher und weicher und wehmüthiger wurde sein Blick, bis n Thränenstrom ihm aus den Augen stürzte. Er faßte mit er Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doktors Hand, nd zog sie heftig neben sich auf die Rasenbank nieder.

„Seyd Ihr es, Kinder!" rief er dann mit einer Stimme, eren Seltsamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich erstörtes Gemüth zu verkünden schien, welches sich selbst be-impft und zu sammeln versucht: „seyd Ihr es wirklich, meine inder?"

„O! mein bester, gütigster Onkel," sprach Wilhelmine eschwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie nd ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie stets so ebten — Sie sitzen ja unter dem selt —"

Auf einen Wink des Doktors stockte Wilhelmine, und ahr dann nach beinahe unmerklicher Pause fort, den Linden-weig erhebend: „und dieses Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerster Onkel?"

Der Alte drückte den Zweig an seine Brust, und schaute nit Blicken umher, die jetzt erst Lebenskraft, und eine gewisse innennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf sank ihm

Die Doppelgänger. sprach viele leise Worte, die jedem der
Die Räuber. ...ben. Dann aber sprang er mit
Die Irrungen. ...auf, breitete beide Arme

Die Geheimnisse.
Der Elementargeist.

Band XII. Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren. 2. Theil.

Datura fastuosa.
Meister Johannes Wacht.
Die Marquise de la Pivardière.
Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden.
Haimatochare.
Der Feind.
Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes.
Des Vetters Eckfenster.
Die Genesung.

Verbesserungen.

In den Serapions-Brüdern ist in allen Ausgaben zweimal Perti statt Perli und Preti zu lesen.

Band VII. S. 111. Z. 1. Solofänger st. Solosänger.

— „ 227. „ 24. Stoßgeier st. Stoßgeiger.

Berlin, gedruckt bei G. Reimer.

